Böhm-Bawerks Marx-Kritik.

Von Dr. **Rudolf Hilferding.**

Das Erscheinen des dritten Bandes des „Kapital" ist an der bürgerlichen Oekonomie ziemlich spurlos vorübergegangen. Aus dem „fröhlichen Jagen", das Sombart[1]) erwartet hatte, ist nichts geworden. Kein neuer Kampf der Geister ist entstanden, und das „Streiten in majorem scientiae gloriam" ist unterblieben. Denn auf theoretischem Gebiete führt heute die bürgerliche Oekonomie keine frischen und fröhlichen Kämpfe mehr. Als Wortführerin der Bourgeoisie nimmt sie nur dort Anteil, wo diese praktisch interessiert ist, in den wirtschaftspolitischen Kämpfen des Tages getreu die Interessenkonflikte der herrschenden Cliquen widerspiegelnd, aber scheu ausweichend jeder Betrachtung der Totalität der gesellschaftlichen Beziehungen, im richtigen Gefühle, dass solche Betrachtung unvereinbar mit ihrer Existenz als bürgerlicher Oekonomie. Und selbst dort, wo sie notgedrungen in ihren „Grundlegungen" und „Abrissen" auf den Zusammenhang des Ganzen zu sprechen kommen muss, kann sie zum Ganzen nur gelangen, indem sie es mühsam aus einzelnen Teilen zusammenstückt. Sie hat aufgehört, prinzipiell und systematisch zu sein, und ist eklektisch und synkretistisch geworden. Es ist nur konsequent, wenn Dietzel, der „Sozialtheoretiker" — gute Miene zum bösen Spiel machend — den Eklektizismus zu ihrem Prinzip erhoben hat.

Eine Ausnahme bildet nur die psychologische Schule der Nationalökonomie. Wie die Klassiker und der Marxismus sucht auch sie die ökonomischen Erscheinungen von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zu begreifen. Sie tritt dem Marxismus als geschlossene Theorie gegenüber und vermag daher in systematischer Weise Kritik an ihm zu üben, eine Kritik, die bei der diametralen Gegensätzlich-

[1]) „Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx." Brauns Archiv, VII., Seite 587.

keit der Ausgangspunkte zur Notwendigkeit geworden war. Schon 1884 hatte Böhm-Bawerk in seiner „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien“ eine Auseinandersetzung mit dem ersten Band des „Kapital“ unternommen und das Erscheinen des dritten Bandes hat er mit einer ausführlichen Gegenkritik [1]) beantwortet, deren Gedankengänge sich in der jüngst erschienenen zweiten Auflage seiner „Geschichte“ [2]) wiederfinden. Er glaubt, die Unhaltbarkeit des ökonomischen Marxismus bewiesen zu haben, und zuversichtlich verkündet er „den Anfang vom Ende der Arbeitswerttheorie“, der mit dem Erscheinen des dritten Bandes gekommen sei.

Seine prinzipielle Kritik, die nicht einzelne willkürlich herausgegriffene Punkte oder Folgerungen angreift, sondern die Grundlage des Marxschen Systems selbst in Frage stellt und als unhaltbar verwirft, gewährt die Möglichkeit zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung, die aber zugleich, da das System in seiner Gänze zur Diskussion steht, eingehender sein muss als die, zu welcher die missverständlichen und nur Einzelheiten berührenden Einwände der Eklektiker gewöhnlich herausfordern.

---

[1]) „Zum Abschluss des Marxschen Systems.“ Staatswissenschaftliche Arbeiten. Berlin 1896.

[2]) Böhm-Bawerk: „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien.“ 2. Auflage. Innsbruck 1900.



I.

Der Wert als ökonomische Kategorie.

Den Ausgangspunkt des Marxschen Systems bildet die Analyse der Ware. Gegen sie wendet Böhm zunächst seine Kritik.

Marx erbringe für seine These, dass das Prinzip des Wertes in der Arbeit zu suchen sei, weder einen empirischen noch einen psychologischen Beweis; er ziehe es vor, „einen dritten, für einen derartigen Stoff gewiss etwas seltsamen Beweisgang einzuschlagen; den Weg eines rein logischen Beweises, einer dialektischen Deduktion aus dem Wesen des Tausches heraus".[1])

Er nehme von Aristoteles den Gedanken, dass der Austausch nicht sein kann ohne die Gleichheit, die Gleichheit aber nicht ohne die Kommensurabilität. Daran anknüpfend, stelle er sich den Austausch zweier Waren unter dem Bilde einer Gleichung vor, folgere, dass in den beiden ausgetauschten und dadurch gleichgestellten Dingen ein Gemeinsames von derselben Grösse existieren müsse, und gehe darauf aus, dieses Gemeinsame, auf welches die gleichgestellten Dinge als Tauschwerte reduzierbar sein müssen, aufzusuchen. Der wundeste Punkt der Marxschen Theorie seien nun die logischen und methodischen Operationen, durch welche jetzt als dies „Gemeinsame" die Arbeit herausdestilliert werde. Sie weisen, meint Böhm, fast ebensoviele wissenschaftliche Kapitalfehler als Gedankenglieder auf. Zunächst tue Marx nur diejenigen tauschwerten (soll heissen: austauschbaren. R. H.) Dinge in das Sieb, welche die Eigenschaft besitzen, die er als die „gemeinsame" schliesslich herausheben wolle, und lasse alle andersartigen draussen. Er beschränke nämlich den Umfang seiner Untersuchung im vorhinein auf die „Waren", die

[1]) Siehe „Geschichte etc.", Seite 511 ff., und „Zum Abschluss etc.", Seite 151.

er als Arbeitsprodukte im Gegensatz zu Naturgaben einschränke. Nun liege es doch auf der Hand: wenn wirklich der Austausch eine Gleichsetzung bedeutet, die das Vorhandensein „eines Gemeinsamen von gleicher Grösse" voraussetzt, so muss das Gemeinsame doch bei allen austauschbaren Gütern zu finden sein; nicht bloss bei Arbeitsprodukten, sondern auch bei blossen Naturgaben, wie bei Grund und Boden, Holz auf dem Stamm, Wasserkräften etc. Diese tauschwerten Güter auszuschliessen, sei eine methodische Todsünde, die sich um so weniger rechtfertigen lasse, als manche, wie der Grund und Boden, zu den allerwichtigsten Objekten des Vermögens und Verkehrs gehören und sich durchaus nicht behaupten lasse, dass bei Naturgaben die Tauschwerte (soll natürlich heissen: Preise! R. H.) sich immer nur ganz zufällig feststellen. Marx hüte sich auch, von dieser Ausschliessung ausdrückliche Rechenschaft abzugeben. Vielmehr verstehe er es auch hier, wie so oft, mit aalglatter dialektischer Geschicklichkeit über die heiklen Stellen hinüberzugleiten. Er vermeide, aufmerksam zu machen, dass der Begriff „Ware" enger ist als der des tauschwerten Gutes. Er suche diesen Unterschied vielmehr fortwährend zu verwischen. Er müsse dies auch tun; denn hätte Marx an der entscheidenden Stelle die Untersuchung nicht auf Arbeitsprodukte eingeengt, sondern auch bei den „tauschwerten" Naturgaben nach dem Gemeinsamen gesucht, so wäre es handgreiflich gewesen, dass die Arbeit das Gemeinsame nicht sein könne. Marx selbst und seine Leser hätten über den derben methodischen Fehler stolpern müssen, hätte er jene Einengung offen vollzogen. Nur durch die bewundernswerte dialektische Geschicklichkeit, mit der Marx rasch und leicht über die heikle Stelle dahinglitt, war das Kunststück fertigzubringen.

Mit diesem fehlerhaften Verfahren hätte aber Marx erst erreicht, dass die Arbeit überhaupt in Konkurrenz treten konnte. Die anderen konkurrierenden Eigenschaften seien durch zwei weitere Gedankenglieder beseitigt, von denen jedes nur einige Worte, aber in ihnen einen der schwersten logischen Fehler enthalte. Im ersten Glied schliesse Marx alle „geometrischen, physikalischen, chemischen oder sonstigen natürlichen Eigenschaften aus". Denn „ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Andererseits ist aber das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisiert durch die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten." Denn

„innerhalb desselben (des Austauschverhältnisses) gilt ein Gebrauchswert soviel wie jeder andere, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist“.[1])

Marx begehe hier einen argen Fehler. Er verwechsle Abstraktion von einem Umstande überhaupt mit Abstraktion von den speziellen Modalitäten, unter denen dieser Umstand auftritt. Man könne von der speziellen Modalität abstrahieren, unter der der Gebrauchswert der Waren erscheinen mag, aber beileibe nicht vom Gebrauchswerte überhaupt. Das hätte Marx schon daraus entnehmen können, dass kein Tauschwert, der nicht zugleich Gebrauchswert, existieren könnte, was er doch selbst ganz gut wisse.

Es sei uns gestattet, hier die Wiedergabe des Böhmschen Gedankenganges durch eine kleine Einschiebung zu unterbrechen, welche geeignet ist, nicht nur die Logik, sondern auch die Psychologie des Hauptes der psychologischen Schule zu beleuchten.

Wenn ich von der „speziellen Modalität, unter der der Gebrauchswert erscheinen mag“, also vom Gebrauchswert in seiner Konkretheit, abstrahiere, habe ich für mich vom Gebrauchswert überhaupt abstrahiert, da er für mich nur in dieser seiner Konkretheit als so und so beschaffener Gebrauchswert existiert. Dass er für andere Gebrauchswert, also für irgend jemand nützlich, ändert nichts daran, dass er aufgehört hat, für mich Gebrauchswert zu sein. Und erst in dem Moment, wo er aufgehört hat, für mich Gebrauchswert zu sein, tausche ich ihn aus. Dies gilt wörtlich für die entwickelte Warenproduktion. Hier produziert der einzelne eine Ware allein, die für ihn höchstens in einem einzelnen Exemplar, aber nie in ihrer Masse Gebrauchswert haben kann. Dass diese Ware für andere nützlich, ist Voraussetzung für ihre Austauschbarkeit, aber als für mich nutzlos, ist der Gebrauchswert meiner Ware kein Massstab auch nur meiner individuellen Wertschätzung, geschweige denn Massstab für eine objektive Wertgrösse. Es hilft nichts, zu sagen, der Gebrauchswert bestünde nun in der Fähigkeit dieser Ware, gegen andere Waren ausgetauscht werden zu können. Denn das heisst, dass die Grösse des „Gebrauchswertes“ jetzt gegeben ist durch die Grösse des Tauschwertes, nicht die Grösse des Tauschwertes durch die Grösse des Gebrauchswertes.

Solange die Güter nicht zum Zwecke des Austausches, also nicht

[1]) „Kapital“, I., 3. Auflage, Seite 4.

als Waren produziert werden, solange also der Tausch zufällig, nur Ueberschüssiges ausgetauscht wird, stehen sich die Güter nur als Gebrauchswert gegenüber:

„Ihr quantitatives Austauschverhältnis ist zunächst ganz zufällig. Austauschbar sind sie durch den Willensakt ihrer Besitzer, sie wechselseitig zu veräussern. Indes setzt sich das Bedürfnis für fremde Gebrauchsgegenstände allmählich fest. Die beständige Wiederholung des Austausches macht ihn zu einem regelmässigen gesellschaftlichen Prozess. Im Lauf der Zeit muss daher wenigstens ein Teil der Arbeitsprodukte absichtlich zum Behuf des Austausches produziert werden. Von diesem Augenblick befestigt sich einerseits die Scheidung zwischen der Nützlichkeit der Dinge für den unmittelbaren Bedarf und ihrer Nützlichkeit zum Austausch. Ihr Gebrauchswert scheidet sich von ihrem Tauschwerte. Andererseits wird das quantitative Verhältnis, worin sie sich austauschen, von ihrer Produktion selbst abhängig. Die Gewohnheit fixiert sie als Wertgrössen."[1])

Es ist aber tatsächlich nur eine Abstraktion der bestimmten Modalität, unter der der Gebrauchswert auftritt, die Marx vornimmt. Denn der Gebrauchswert bleibt „Träger des Wertes". Dies ist zunächst nur eine Selbstverständlichkeit, da der „Wert" nur ökonomische Formbestimmung des Gebrauchswertes. Es ist nur die Anarchie der heutigen Produktionsweise, die unter bestimmten Verhältnissen (Ueberführung des Marktes!) den Gebrauchswert zum Nichtgebrauchswert und damit wertlos macht, die die Konstatierung dieser Selbstverständlichkeit bedeutungsvoll macht.

Kehren wir zu Böhm zurück. Noch schlimmer, meint er, ist es mit dem zweiten Glied der Marxschen Gedankenkette bestellt. Marx behauptet, dass, wenn man vom Gebrauchswert absehe, den Waren nur noch e i n e Eigenschaft bleibe, die von Arbeitsprodukten. Aber bleibt den Waren, fragt Böhm entrüstet, nicht noch eine Menge Eigenschaften? Haben sie nicht die Eigenschaft gemeinsam, im Vergleich zum Bedarf selten oder Gegenstand des Begehres und Angebotes, appropriiert oder Naturprodukte zu sein oder Kosten zu verursachen — eine Eigenschaft, an die sich ja Marx im dritten Band so genau erinnert? Warum soll das Prinzip des Wertes nicht in einer dieser Eigenschaften liegen? Denn zugunsten der Arbeit habe

[1]) „Kapital", I., 3. Auflage, Seite 58.

ja Marx gar keinen positiven Grund vorgebracht, sondern nur den negativen, dass es der glücklich hinwegabstrahierte Gebrauchswert nicht sei. Komme aber dieser negative Grund in gleichem Masse nicht allen anderen von Marx übersehenen (!) gemeinsamen Eigenschaften zu? Ja noch mehr: Marx sagt doch selbst: „Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten, es verschwinden also auch die verschiedenen konkreten Formen dieser Arbeiten; sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allesamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit." Damit sage er doch selbst, dass für das Austauschverhältnis nicht bloss ein Gebrauchswert, sondern auch eine Art von Arbeit „gerade so viel gilt wie jede andere, wenn sie nur in gehöriger Proportion vorhanden ist". Derselbe Tatbestand, auf Grund dessen Marx soeben sein Ausschliessungsverdikt gegen den Gebrauchswert ausgesprochen habe, bestünde also auch rücksichtlich der Arbeit. Arbeit und Gebrauchswert, sagt Böhm, haben eine qualitative und eine quantitative Seite. So gut der Gebrauchswert als Tisch oder Garn verschieden, so die Arbeit als Tischler- oder Spinnerarbeit. Und so gut man Arbeit verschiedener Art nach ihrer Menge vergleichen kann, geradeso kann man Gebrauchswerte verschiedener Art nach der Grösse des Gebrauchswertes vergleichen. Es ist unerfindlich, warum der identische Tatbestand für den einen Konkurrenten zur Ausschliessung, für den anderen zur Krönung mit dem Preise führen soll. Marx hätte ebensogut verkehrt verfahren und die Arbeit hinwegabstrahieren können.

Das ist Marx' Logik und Methodik, wie sie sich im Kopfe Böhms widerspiegelt. Marx sei ganz willkürlich verfahren. Obwohl er ganz unberechtigter, aber sehr schlauer Weise nur Arbeitsprodukte in den Austausch treten liess, sei er doch nicht imstande gewesen, auch nur den kleinsten Grund dafür anzuführen, dass das Gemeinsame, das angeblich im Austausch der Waren vorhanden sein müsse, in der Arbeit zu suchen sei. Nur durch willkürliche Ignorierung einer Reihe anderer Eigenschaften, durch ganz ungerechtfertigtes Hinwegabstrahieren des Gebrauchswertes sei Marx zu seinem Resultat gekommen. Ebensowenig wie die Klassiker der politischen Oekonomie sei Marx imstande gewesen, den Satz, dass die Arbeit das Prinzip des Wertes sei, auch nur im geringsten zu beweisen.

Böhms kritische Frage, auf die Marx so falsch geantwortet haben soll, ist somit die Frage, mit welchem Recht Marx die Arbeit als *allein* wertschaffend proklamieren konnte, und unsere Gegenkritik muss zunächst darin bestehen, zu zeigen, dass die Analyse der Ware diese Antwort enthält.

Böhm sieht in der Marxschen Analyse die Gegenüberstellung von Nützlichkeit und Arbeitsprodukt. Dies ist jedoch, darin stimmen wir mit Böhm überein, kein Gegensatz. Die meisten Dinge müssen erst bearbeitet werden, um nützlich zu sein. Umgekehrt ist es für die Beurteilung der Nützlichkeit eines Dinges gleichgültig, ob und wieviel Arbeit es gekostet hat. Dass es Arbeitsprodukt ist, macht ein Gut noch nicht zur Ware. Doch nur als *Ware* ist ein Gut gegensätzlich bestimmt: als Gebrauchswert und Wert. Aber ein Gut wird nur Ware, indem es in Beziehung tritt zu anderen Gütern, eine Beziehung, die im Austausch sichtbar wird und der *quantitativen* Betrachtung als Tauschwert des Gutes erscheint. Die Eigenschaft, als Tauschwert zu fungieren, macht so den Warencharakter des Gutes aus. Eine Ware aber kann sich auf andere Waren nicht von selbst beziehen; diese sachliche Beziehung der Güter aufeinander kann nur Ausdruck der persönlichen Beziehung ihrer Besitzer sein. Als Warenbesitzer sind sie aber Träger bestimmter Produktionsverhältnisse; von einander unabhängige und gleiche Produzenten von Privatarbeiten, aber von Privatarbeiten eigener Art; nicht zum Selbstverbrauch bestimmter, sondern zum Austausch bestimmter, also von Privatarbeiten, die bestimmt sind nicht für individuelle, sondern für gesellschaftliche Bedürfnisbefriedigung. Durch den Austausch der Produkte wird also der gesellschaftliche Zusammenhang der durch das Privateigentum und die Arbeitsteilung in ihre Atome zerlegten Gesellschaft hergestellt.

Die Ware ist so *ökonomischer* Ausdruck, das heisst Ausdruck gesellschaftlicher Beziehungen der von einander unabhängigen Produzenten, sofern diese durch Güter vermittelt werden. Die gegensätzliche Bestimmung der Ware als Gebrauchswert und Wert, ihr Gegensatz, soweit sie als Naturalform oder als Wertform erscheint, erscheint uns jetzt als Gegensatz der Ware, soweit sie auf der einen Seite als *natürliches* Ding, auf der anderen Seite als *gesellschaftliches* Ding auftritt. Es handelt sich hier also in der Tat um eine Dichotomie, wo die Setzung des einen Gliedes das andere ausschliesst und umgekehrt. Aber es ist nur ein Gegen-

satz der Betrachtungsweise. Ware ist Einheit von Gebrauchswert und Wert, nur die Betrachtungsweise ist doppelt: als natürliches Ding ist sie Gegenstand der Natur-, als gesellschaftliches Ding Gegenstand einer Gesellschaftswissenschaft, der politischen Oekonomie. Gegenstand der Oekonomie ist also die gesellschaftliche Seite der Ware, des Gutes, soweit es Symbol des gesellschaftlichen Zusammenhanges ist, während ihre natürliche Seite, der Gebrauchswert, jenseits des Betrachtungskreises der politischen Oekonomie liegt. [1])

Ausdruck von gesellschaftlichen Verhältnissen kann aber die Ware nur sein, sofern sie selbst als Produkt der Gesellschaft betrachtet wird, als Ding, dem die Gesellschaft ihren Stempel aufgedrückt hat. Für die Gesellschaft, die ja nichts eintauscht, ist aber die Ware nichts als Arbeitsprodukt. Und die Glieder der Gesellschaft können sich ökonomisch nur auf einander beziehen, indem sie für einander arbeiten. Diese materielle Beziehung erscheint in ihrer historischen Formbestimmtheit im Austausch der Waren. Das Gesamtarbeitsprodukt stellt sich dar als Gesamtwert, der in der Einzelware in quantitativer Bestimmtheit als Tauschwert in Erscheinung tritt.

Ist die Ware für die Gesellschaft Arbeitsprodukt, so erhält jetzt diese Arbeit dadurch ihren bestimmten Charakter als gesellschaftlich notwendige Arbeit; die Ware erscheint nicht mehr als Produkt der Arbeit verschiedener Subjekte, diese erscheinen vielmehr als blosse „Organe der Arbeit“. Die Privatarbeiten erscheinen so der ökonomischen Betrachtung als ihr Gegenteil: als gesellschaftliche Arbeiten. Die Bedingungen der wertschaffenden Arbeit sind also gesellschaftliche Bestimmungen der Arbeit oder Bestimmungen gesellschaftlicher Arbeit.

Die Abstraktion, die Marx vornimmt, um von dem Begriff der konkreten, privaten zu dem der abstrakt menschlichen, gesellschaftlichen Arbeit zu gelangen, ist nicht nur nicht identisch, wie

---

[1]) „Dies ist der Grund, warum deutsche Kompilatoren den unter dem Namen ‚Gut‘ fixierten Gebrauchswert con amore abhandeln . . . Verständiges über Güter muss man suchen in ‚Anweisungen zur Warenkunde‘.“ (Zur Kritik der politischen Oekonomie.) Wer die neuesten „Grundlegungen“ unserer Oekonomieprofessoren kennt, wird die Aktualität dieser 1859 geschriebenen Bemerkung post tot discrimina rerum zu schätzen wissen.

Böhm meint, sondern das Gegenteil des Abstraktionsvorganges, der den Gebrauchswert ausschliesst.

Der Gebrauchswert ist individuelles Verhältnis eines Dinges zu einem Menschen. Abstrahiere ich von seiner Konkretheit — und ich muss dies tun, sobald ich dies Ding veräussere und damit dartue, dass es aufgehört hat, für mich Gebrauchswert zu sein — so zerstöre ich damit dieses individuelle Verhältnis. Aber nur in seiner Individualität könnte der Gebrauchswert Massstab meiner persönlichen Wertschätzung sein. Abstrahiere ich dagegen von der konkreten Art und Weise, in der ich meine Arbeit verausgabt habe, so bleibt noch immer die Tatsache bestehen, dass Arbeit überhaupt in ihrer allgemein menschlichen Gestalt verausgabt wurde; eine objektive Grösse, deren Mass in ihrer Zeitdauer gelegen ist.

Es ist aber diese objektive Grösse, auf die es Marx ankommt. Er sucht den gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem die scheinbar vereinzelten Produktionsagenten stehen. Die gesellschaftliche Produktion, damit die jeweilige materielle Grundlage der Gesellschaft, ist qualitativ — ihrer Art nach — bestimmt durch die Art der Organisation der gesellschaftlichen Arbeit; diese Organisation, kausal aus dem ökonomischen Bedürfnis erstanden, wird bald gesetzlich, juristisch fixiert. Diese „äussere Regelung“ bildet logische Voraussetzung der Oekonomie; sie liefert die Bewegungsformen, in denen sich die einzelnen Glieder der Gesellschaft — arbeitende oder über Arbeit verfügende Glieder — aufeinander beziehen. In der besitz- und arbeitsteiligen Gesellschaft erscheint diese Beziehung im Austausch, drückt sich als Tauschwert aus. Der gesellschaftliche Zusammenhang erscheint als Resultat privater Beziehungen, und zwar Beziehungen nicht von Privatpersonen, sondern von Privatsachen. Das eben ist es ja, was das ganze Problem so mystifiziert. Aber indem sich die Sachen aufeinander beziehen, gewinnt die Privatarbeit, die sie hergestellt hat, nur Geltung, sofern sie Verausgabung ihres Gegenteils, gesellschaftlich notwendiger Arbeit, ist.

Das Resultat des auf diese Weise qualitativ bestimmten gesellschaftlichen Produktionsprozesses ist quantitativ bestimmt durch die Gesamtmasse der aufgewendeten gesellschaftlichen Arbeit. Als aliquoter Teil des gesellschaftlichen Arbeitsprodukts — und nur als solcher fungiert sie im Tauschverkehr — ist die Einzelware quantitativ bestimmt durch die in ihr enthaltene Quote der Gesamtarbeitszeit.

Als Wert ist also die Ware gesellschaftlich bestimmt, ist sie gesellschaftliches Ding. Nur als solches fällt sie unter ökonomische Betrachtungsweise. Wenn es aber Aufgabe der ökonomischen Analyse einer Gesellschaftsordnung bildet, das innere Bewegungsgesetz dieser Gesellschaft aufzudecken, und wenn das Wertgesetz berufen ist, diesen Dienst zu leisten, so kann das Prinzip des Wertes kein anderes sein als das, auf dessen Veränderung in letzter Instanz die Aenderungen der Gesellschaftsordnungen sich zurückführen lassen.

Jede Werttheorie, die vom Gebrauchswert, also von den natürlichen Eigenschaften des Dinges ausgeht, sei es von seiner fertigen Gestalt als nützlich Ding, sei es von seiner Funktion, der Bedarfsbefriedigung, geht aus von dem individuellen Verhältnis zwischen, einem Ding und einem Menschen, statt von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen zueinander. Sie verfällt damit in den Fehler, aus diesem subjektiven, individuellen Verhältnis, welches Ausgangspunkt für subjektive Wertschätzungen sein kann, ein objektives gesellschaftliches Mass herleiten zu wollen. Dann aber muss sie, da dieses individuelle Verhältnis in gleicher Art in allen Gesellschaftszuständen vorhanden ist und in sich selbst kein Prinzip einer Veränderung birgt — denn die Entwicklung der Bedürfnisse und der Möglichkeit ihrer Befriedigung ist selbst wieder bedingt — darauf verzichten, Bewegungsgesetze und Entwicklungstendenzen der Gesellschaft aufzufinden. Ihre Betrachtungsweise ist unhistorisch und unsozial. Ihre Kategorien sind natürliche und ewige Kategorien.

Indem im Gegensatz dazu Marx von der Arbeit ausgeht in ihrer Bedeutung als das die menschliche Gesellschaft konstituierende und durch ihre Entwicklung die Entwicklung der Gesellschaft in letzter Instanz bestimmende Element, fasst er in seinem Wertprinzip den Faktor, dessen Qualität und Quantität — Organisation und Produktivkraft — das gesellschaftliche Leben *kausal* beherrscht. Der *ökonomische* Grundbegriff ist daher derselbe wie der *Grundbegriff der materialistischen Geschichtsauffassung*. Er muss derselbe sein, da ja das ökonomische Leben nur ein Teil des geschichtlichen Lebens, die ökonomische Gesetzmässigkeit also dieselbe sein muss wie die geschichtliche. Indem die Arbeit in ihrer gesellschaftlichen Gestalt Mass des Wertes wird, wird die Oekonomie konstituiert als historische und als Gesellschaftswissenschaft. Die ökonomische Betrachtung wird damit zugleich eingeschränkt auf die bestimmte Epoche der geschichtlichen Entwicklung, wo das Gut

Ware wird, das heisst, wo die Arbeit und die Verfügungsgewalt über sie nicht bewusst zum regulierenden Prinzip des gesellschaftlichen Stoffwechsels und der gesellschaftlichen Machtstellung erhoben ist, sondern wo dieses Prinzip sich unbewusst und automatisch als sachliche Eigenschaft der Dinge durchsetzt, indem die eigentümliche Form, die der gesellschaftliche Stoffwechsel im Austausch gewonnen hat, bewirkt, dass die Privatarbeiten nur insoferne Geltung gewinnen, als sie gesellschaftliche Arbeiten sind. Die Gesellschaft hat gleichsam das ihr nötige Arbeitsquantum auf ihre Mitglieder aufgeteilt und jedem einzelnen gesagt, wieviel Arbeit er auf seinen Teil verwenden müsse. Und diese einzelnen haben es vergessen und erfahren nun nachträglich im gesellschaftlichen Prozessweg, welches ihr Anteil war.

Weil also die Arbeit das gesellschaftliche Band ist, das die in ihre Atome zerlegte Gesellschaft verbindet, und nicht weil sie die technisch relevanteste Tatsache ist, ist sie Prinzip des Wertes und besitzt das Wertgesetz Realität. Indem Marx die gesellschaftlich notwendige Arbeit als Ausgangspunkt nimmt, ist er so imstande, das innere Getriebe der auf Privateigentum und Arbeitsteilung basierten Gesellschaft aufzudecken. Für ihn ist die individuelle Beziehung zwischen Mensch und Gut Voraussetzung; im Austausch manifestiert sich ihm nicht eine Verschiedenheit individueller Wertschätzung, sondern eine Gleichheit eines historisch bestimmten Produktionsverhältnisses; nur in diesem Produktionsverhältnis, als Symbol, sachlicher Ausdruck persönlicher Beziehungen, als Träger der gesellschaftlichen Arbeit, wird das Gut zur Ware und nur als Ausdruck abgeleiteter Produktionsverhältnisse können Nichtarbeitsprodukte Warencharakter annehmen.

Wir sind damit bei dem Einwand Böhms: Wieso Naturprodukte „Tauschwert" haben können. Die Naturbedingungen, unter denen die Arbeit ausgeübt wird, sind der Gesellschaft unveränderlich gegeben; aus ihnen lassen sich daher Aenderungen gesellschaftlicher Verhältnisse nicht herleiten. Es ändert sich nur die Art und Weise, wie die Arbeit sich dieser Naturbedingungen bemächtigt. Der Grad, in dem dies gelingt, bestimmt den Grad der Produktivität der Arbeit. Die Aenderung der Produktivität berührt nur die konkrete, Gebrauchswert schaffende Arbeit; aber indem nun die Masse der Produkte, in der sich die wertschaffende Arbeit verkörpert, gewachsen oder vermindert ist, verkörpert sich nunmehr im Einzelexemplar

mehr oder weniger Arbeit als früher. Insofern nun die Verfügung über eine Naturkraft einem einzelnen zusteht und ihm erlaubt, mit grösserer als der gesellschaftlichen Durchschnittsproduktivität zu arbeiten, ist er imstande, einen Extramehrwert zu realisieren. Dieser Extramehrwert erscheint dann, kapitalisiert, als Preis dieser Naturkraft, respektive des Grundes und Bodens, dessen Zugehör sie ist. Der Grund und Boden ist keine Ware; er erhält aber Warencharakter in einem langwierigen historischen Prozess als Bedingung der Erzeugung von Waren. Der Ausdruck Wert oder Preis des Bodens ist also nur eine irrationelle Form, hinter der sich ein wirkliches Produktions-, also Wertverhältnis verbirgt. Das Grundeigentum schafft nicht den Wertteil, der sich in Surplusprofit verwandelt, sondern es befähigt nur den Grundeigentümer, diesen Surplusprofit aus der Tasche des Fabrikanten in seine eigene zu locken. Indem Böhm den Naturgaben einen eigenen Wert zuschreibt, verfällt er in die physiokratische Illusion, dass die Rente aus der Natur und nicht aus der Gesellschaft entspringt.

So wirft Böhm überall natürliche und gesellschaftliche Bestimmungen durcheinander. Dies zeigt sich klar bei seiner Anführung jener Eigenschaften, die den Waren ausserdem noch gemeinsam sein sollen. Es ist ein kunterbuntes Gemisch: Die Tatsache der Appropriation ist der juristische Ausdruck der historischen Verhältnisse, die vorausgesetzt werden müssen, damit Güter überhaupt ausgetauscht werden können, eine „vorökonomische" Tatsache; wie diese quantitativer Massstab sein sollte, ist unerfindlich. Dass sie Naturprodukte sind, ist eine natürliche Eigenschaft der Waren, die sie gleichfalls auf keine Weise quantitativ vergleichbar macht. Dass sie weiters Gegenstand des Bedarfes und im Verhältnis zu diesem selten sind, macht ihren Gebrauchswert aus; denn die relative Seltenheit macht sie subjektiv zum Gegenstand einer Wertschätzung, also zum Gebrauchswert, während objektiv — vom Standpunkt der Gesellschaft — ihre Seltenheit Funktion des Arbeitsaufwandes ist und in der Grösse dieses ihr objektives Mass findet.

* * *

Wie Böhm im vorausgehenden die natürlichen nicht von den gesellschaftlichen Bestimmungen der Ware scheidet, so vermengt er in dem folgenden die Betrachtungsweise der Arbeit, sofern sie Gebrauchswert, mit der Betrachtung der Arbeit, sofern sie Wert schafft,

und findet dann einen neuen Widerspruch des Wertgesetzes mit der Erfahrung, den Marx aber in seiner geschickten dialektischen Weise nicht als offenkundigen Widerstreit gegen seine These, sondern nur als leichte Variante zur Sprache bringe.

Marx sage, dass komplizierte Arbeit einem bestimmten Quantum einfacher Arbeit gleich sei. Nun habe er gelehrt, dass die im Austausch einander gleichgesetzten Dinge ein „Gemeinsames von derselben Grösse enthalten, und dies Gemeinsame solle eine Arbeit und eine Arbeitszeit sein. Dieser Forderung entsprächen aber die Tatsachen keineswegs. Denn in komplizierter Arbeit, zum Beispiel im Produkt eines Bildhauers, sei überhaupt keine einfache Arbeit enthalten, geschweige denn eine einfache Arbeit von gleicher Menge wie in fünf Tagesprodukten eines Steinklopfers. Die nüchterne Wahrheit sei (sie ist wirklich sehr nüchtern!), dass die beiden Produkte verschiedene Arten von Arbeit in verschiedener Menge verkörpern, das Gegenteil von dem Tatbestande, den Marx fordert: dass sie nämlich Arbeit derselben Art in gleicher Menge verkörperten."

Wir möchten hier nur einschaltungsweise bemerken, dass die „gleiche Menge", also die quantitative Gleichheit, hier nicht in Betracht kommt. Hier handelt es sich bloss um die Vergleichbarkeit verschiedener Arten Arbeit, also um die Möglichkeit ihrer Zurückführung auf dieselbe Einheit, also um ihre qualitative Gleichheit.

Freilich, fährt Böhm fort, sage Marx: „Dass diese Reduktion (sc. von komplizierter auf einfache Arbeit) beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar. Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Masseinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozess hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben." [1])

Aber nach Böhm bedeutet diese Berufung auf die Erfahrung und den Wert doch nur einen Zirkel in der Erklärung. Denn Gegenstand der Erfahrung seien die Austauschverhältnisse der Waren, zum Beispiel auch, warum Bildhauerarbeit das Fünffache einfacher Ar-

---

[1]) „Kapital", I., Seite 11.

beit sei. Marx sage nun, dass es das Fünffache sei, lehre die Erfahrung, die zeige, dass durch den gesellschaftlichen Prozess diese Reduktion stattfinde. Aber dieser gesellschaftliche Prozess solle ja eben erklärt werden. Würde das faktische Austauschverhältnis 1 : 3 sein statt 1 : 5, so würde uns Marx anweisen, diesen Reduktionsmassstab als den erfahrungsmässigen anzuerkennen. Wir erfahren so, resumiert Böhm, über die eigentliche Ursache, warum Produkte verschiedener Arbeitsarten in diesem oder jenem Verhältnis vertauscht werden, rein gar nichts. An diesem entscheidenden Punkte versage das Wertgesetz.

Dies ist jener bekannte Einwand, den nicht nur Böhm so nachdrücklich betont. Jeder „denkende Leser", den Marx in seinem bekannten „sozialen Optimismus" in der Vorrede unterstellt — wie wir glauben, die einzig unberechtigte „Unterstellung", die Marx je gemacht hat — fühlt hier zunächst eine Lücke, und sie wurde ja auch von „mehr oder weniger marxistischer" Seite, von Bernstein, C. Schmidt und Kautsky, als solche bezeichnet.

Sehen wir näher zu! Zunächst sagt uns Böhm selbst, dass die Verschiedenheit nur darin besteht, dass wir es das eine Mal mit komplizierter, das andere Mal mit einfacher Arbeit zu tun haben. Es ist also klar, dass die Verschiedenheit in der Werthöhe zurückgeführt werden muss auf die Verschiedenheit der Arbeit. Dasselbe Naturprodukt kann ja einmal als Arbeitsgegenstand einer einfachen, das zweite Mal einer komplizierten Arbeit dienen und erhält dadurch verschiedenen Wert. Ein l o g i s c h e r Widerspruch gegen das Wertgesetz liegt also nicht vor. Es kann sich nunmehr nur darum handeln, ob es notwendig ist, den Reduktionsmassstab zu finden, und ob die Schwierigkeit, dieser Notwendigkeit zu genügen, nicht etwa unüberwindlich sei, so dass — die Notwendigkeit angenommen, den Reduktionsmassstab zu kennen — der Wertbegriff ohne diese Kenntnis überhaupt untauglich wäre, der Erklärung ökonomischer Vorgänge zu dienen.

Vergegenwärtigen wir uns an dieser Stelle nochmals den Marxschen Gedankengang. In der oben zitierten Stelle heisst es: „Ihr Wert (sc. der mit komplizierter Arbeit hergestellten Ware) setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich." Um diesen Prozess aber verstehen zu können, muss die Wertbetrachtung die in einem gegebenen Moment der Gesellschaft zur Verfügung stehende Arbeit als eine aus gleichartigen Teilen bestehende, nur quantitativ be-

stimmte Summe fassen und die einzelne Arbeit, soweit sie Wert schafft, nur als aliquoten Teil dieser Summe. Als qualitativ gleich kann ich aber die Gesamtarbeit nur betrachten, wenn ich sie auf eine gemeinsame Masseinheit reduzieren kann. Diese Masseinheit ist die „einfache Durchschnittsarbeit", die besteht in der „Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch ohne besondere Entwicklung in seinem Leibe besitzt".[1]) Komplizierte Arbeit gilt als Mehrfaches dieser Masseinheit, der einfachen Durchschnittsarbeit. Aber das Wievielfache? Dies wird, sagt Marx, durch einen gesellschaftlichen Prozess hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt. Diese Berufung auf die Erfahrung will aber Böhm nicht gelten lassen. Die Werttheorie versage hier vollkommen. Denn „es ist nicht a priori aus irgend einer den qualifizierten Arbeiten inhärenten Eigenschaft bestimmt oder bestimmbar, in welchem Verhältnis sie bei der Wertbildung ihrer Produkte in einfache Arbeit umgerechnet werden sollen, sondern es entscheidet nichts als der tatsächliche Erfolg, die tatsächlichen Austauschverhältnisse".[2]) Böhm verlangt also den Reduktionsmassstab, um im vorhinein die absolute Höhe der Preise feststellen zu können; denn die Erklärung des Preisphänomens bildet ja die Aufgabe der Oekonomie, wie Böhm an anderer Stelle meint.

Bedeutete aber wirklich das Fehlen des Reduktionsmassstabes die Unbrauchbarkeit des Wertgesetzes? Im bezeichnenden Gegensatz zu Böhm sieht Marx in der Werttheorie nicht das Mittel, um zur Feststellung der Preise zu gelangen, sondern das Mittel, die Bewegungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft zu finden. Die absolute Höhe der Preise ist der durch die Erfahrung gegebene Ausgangspunkt für diese Bewegung; für diese selbst ist aber die absolute Höhe nebensächlich, es handelt sich nur um das Gesetz ihrer Veränderung. Ob eine bestimmte komplizierte Arbeit, zum Beispiel Bildhauerarbeit, das Vier- oder das Sechsfache einfacher Arbeit, zum Beispiel der Schneiderei ist, ist gleichgültig. Wichtig ist aber, dass eine Verdoppelung oder Verdreifachung der Produktivkraft in der Sphäre der komplizierten Arbeit ihr Produkt gegenüber dem der unverändert gebliebenen, einfachen Arbeit um das Zwei-, respektive Dreifache senken würde.

---

[1]) „Kapital", I., Seite 11.

[2]) „Zum Abschluss etc.", Seite 167.

Die absolute Höhe der Preise ist uns durch die Erfahrung gegeben; was uns interessiert, ist die gesetzmässige Veränderung, die diese Preise erfahren. Diese Veränderung ist wie alle Veränderung Wirkung einer Kraft, und da es sich um Aenderungen gesellschaftlicher Erscheinungen handelt, Wirkung der geänderten Grösse einer gesellschaftlichen Potenz: der gesellschaftlichen Produktivkraft.

Indem aber das Wertgesetz konstatiert, dass diese Entwicklung der Produktivkraft in letzter Instanz die Veränderung der Preise beherrscht, gibt es die Möglichkeit, die Gesetze dieser Veränderungen einzusehen, und da alle ökonomischen Erscheinungen sich in Preisveränderungen manifestieren, damit auch die Erkenntnis der ökonomischen Erscheinungen überhaupt. Ricardo, der Unvollständigkeit seiner Analyse des Wertgesetzes bewusst, sagt daher direkt, dass die Untersuchung, auf die er die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken wünscht, in ihrer Wirkung auf die Variationen in dem relativen Wert der Waren und nicht in ihrem absoluten Wert Bezug hat.

Der Mangel des Reduktionsmassstabes beeinträchtigt also keineswegs die Bedeutung des Wertgesetzes als Mittel, die innere Gesetzmässigkeit des wirtschaftlichen Mechanismus zu erkennen. Aber in anderer Beziehung wäre dieser Mangel von Bedeutung. Wenn auch die absolute Höhe des Preises praktisch erst durch den gesellschaftlichen Prozess festgesetzt wird, müssen im Wertbegriff doch alle Elemente enthalten sein, die den Vorgang, den die Gesellschaft bei der Reduktion einhält, theoretisch erkennen lassen. Sonst bliebe dieser Vorgang, der auf die Werthöhe entscheidenden Einfluss nimmt, zwar wirklich, und er bildete auch keinen Widerspruch gegen das Wertgesetz, aber dieses würde nur mehr einen Teil der ökonomischen Phänomene, den wichtigsten, ihre Veränderungen, erklären, aber einen anderen Teil, den Ausgangspunkt dieser Veränderungen, unerklärt lassen.

Wenn jedoch Böhm nach der der qualifizierten Arbeit inhärenten Eigenschaft fragt, die ihre wertbildende Qualität ausmacht, so ist schon die Fragestellung verfehlt. Denn keiner Arbeit ist die Wertbildungseigenschaft an sich inhärent. Sondern die Arbeit bildet nur Wert bei einer bestimmten Art und Weise der gesellschaftlichen Organisation des Produktionsprozesses. Aus der Betrachtung der einzelnen Arbeit in ihrer Konkretheit kann man daher überhaupt

nicht zum Begriff der wertbildenden Arbeit gelangen. Die komplizierte Arbeit darf also, wenn ich sie als wertbildend betrachte, nicht als solche, sondern muss als Teil der gesellschaftlichen Arbeit angesehen werden.

Und da fragt es sich: Was ist die komplizierte Arbeit vom Standpunkt der Gesellschaft aus? Nur so können wir hoffen, Anhaltspunkte zu gewinnen, die uns erkennen lassen, nach welchen Prinzipien diese gesellschaftliche Reduktion erfolgt. Diese Prinzipien können offenbar keine anderen sein als die, die im Wertgesetz enthalten sind. Doch hier stossen wir auf eine Schwierigkeit. Das Wertgesetz gilt für Waren; die Arbeit ist aber keine Ware, wenn sie auch in der Kategorie des Arbeitslohnes als solche erscheint. Nur die Arbeits*kraft* ist Ware und besitzt Wert; die Arbeit *bildet* Wert, aber sie hat nicht selbst Wert. Den Wert einer Arbeits*kraft*, die komplizierte Arbeit schafft, zu berechnen, ist nicht schwer; wie der jeder anderen Ware ist er gleich der zu ihrer Produktion und Reproduktion erforderlichen Arbeit, die sich aus den Unterhalts- und Erlernungskosten zusammensetzt. Aber hier handelt es sich nicht um den Wert einer qualifizierten Arbeitskraft, sondern um die Frage, wieso und in welchem Verhältnis qualifizierte Arbeit höheren Wert schafft als einfache.

Wir dürfen den höheren Wert, den die qualifizierte Arbeit schafft, nicht herleiten aus dem höheren Lohn der qualifizierten Arbeitskraft. Dies hiesse den Wert des Produktes aus dem „Wert der Arbeit" herleiten. Freilich schlägt das Bernstein[1]) vor und glaubt sich dabei auf ein Zitat aus Marx berufen zu können. Liest man aber den Satz in dem Zusammenhang, aus dem ihn Bernstein gerissen hat, so sagt er das Gegenteil von dem, was Bernstein aus ihm deduzieren will. Marx sagt („Kapital", I., V. Kapitel, Arbeitsprozess und Verwertungsprozess): „Es wurde früher bemerkt, dass es für den Verwertungsprozess durchaus gleichgültig, ob die vom Kapitalisten angeeignete Arbeit einfache, gesellschaftliche Durchschnittsarbeit oder kompliziertere Arbeit von höherem spezifischen Gewicht ist. Die Arbeit, die als höhere, kompliziertere Arbeit gegenüber der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit gilt, ist die Aeusserung einer Arbeitskraft, worin höhere Bildungskosten eingehen, deren

[1]) Ed. Bernstein: „Zur Theorie des Arbeitswerts." „Neue Zeit", XVIII. Jahrgang, I., Seite 359.

Produktion mehr Arbeitszeit kostet und die daher einen höheren Wert hat als die einfache Arbeitskraft. Ist der Wert dieser Kraft höher, so äussert sie sich aber auch in höherer Arbeit und vergegenständlicht sich daher, in denselben Zeiträumen, in verhältnismässig höheren Werten. Welches jedoch immer der Gradunterschied zwischen Spinnarbeit und Juwelierarbeit: die Portion Arbeit, wodurch der Juwelenarbeiter nur den Wert seiner eigenen Arbeitskraft ersetzt, unterscheidet sich qualitativ in keiner Weise von der zusätzlichen Portion Arbeit, wodurch er Mehrwert schafft. Nach wie vor kommt der Mehrwert nur heraus durch einen quantitativen Ueberschuss von Arbeit, durch die verlängerte Dauer desselben Arbeitsprozesses, in dem einen Fall Prozess der Garnproduktion, in dem anderen Fall Prozess der Juwelenproduktion.“ Man sieht, die Frage, um die es sich Marx hier handelt, ist, wieso höhere Arbeit Mehrwert schaffen kann trotz des hohen Lohnes, also trotz der Grösse der notwendigen Arbeit. Vollständig würde der Gedankengang des von Bernstein zitierten Satzes etwa so lauten: Ist der Wert dieser Kraft höher, so kann sie doch Mehrwert produzieren, weil sie sich in höherer Arbeit äussert u. s. w.

Marx lässt den Zwischensatz weg und verbindet den Nachsatz mit einem „aber“, während er, wenn Bernstein Recht hätte, ein „daher“ an Stelle des „aber“ hätte setzen müssen. Es widerspricht doch der Marxschen Theorie aufs gröblichste, aus dem Arbeitslohn auf den Wert des Arbeitsproduktes zu schliessen. Den Wert der Arbeitskraft gegeben, könnte ich den Wert, den diese Arbeitskraft neu schafft, nur berechnen, wenn mir ihr Exploitationsgrad bekannt wäre. Aber selbst wenn dieser mir bei der einfachen Arbeit gegeben wäre, kann ich nicht denselben Ausbeutungsgrad auch für komplizierte Arbeit annehmen. Er könnte ja vielleicht ein viel geringerer sein. Weder direkt noch indirekt sagt mir also der Lohn einer qualifizierten Arbeitskraft etwas aus über den Wert, den diese Arbeitskraft neu schafft. Das Gesicht, das die Marxsche Theorie bei der Interpretation Bernsteins machen würde — Bernstein meint nämlich, sie würde bei seiner Auffassung ein ganz anderes Gesicht gewinnen — würde einen ironischen Zug kaum verbergen können. Wir müssen also auf andere Weise der Lösung des Problems uns zu nähern suchen.

Einfache Durchschnittsarbeit ist Verausgabung einer einfachen Arbeitskraft, qualifizierte oder komplizierte Arbeit aber Verausgabung

qualifizierter Arbeitskraft. Jedoch um diese komplizierte Arbeitskraft herzustellen, war eine Reihe einfacher Arbeiten notwendig. Diese sind in der Person des qualifizierten Arbeiters aufgespeichert; erst wenn er zu arbeiten anfängt, werden diese Ausbildungsarbeiten für die Gesellschaft flüssig. Die Arbeit der Ausbilder überträgt also nicht nur Wert (der im höheren Lohn in Erscheinung tritt), sondern auch ihre eigene wertschaffende Kraft. Die Ausbildungsarbeiten sind also für die Gesellschaft latent und treten für sie erst in Erscheinung, wenn die komplizierte Arbeitskraft zu arbeiten anfängt. Ihre Verausgabung bedeutet daher die Verausgabung all der verschiedenen einfachen Arbeiten, die in ihr gleichsam kondensiert erscheinen.

Indem einfache Arbeit aufgewandt wird zur Produktion einer qualifizierten Arbeitskraft, schafft sie demnach einerseits den Wert dieser Arbeitskraft, der im Lohn der qualifizierten Arbeitskraft wiedererscheint; andererseits aber schafft sie durch die konkrete Art ihrer Anwendung einen neuen Gebrauchswert, der darin besteht, dass nunmehr eine Arbeitskraft vorhanden ist, die Wert schaffen kann mit allen jenen Potenzen, die die einfachen Arbeiten hatten, die in ihre Bildung eingegangen sind. Indem die einfache Arbeit zur Herstellung komplizierter Arbeit verwandt wird, schafft sie also einerseits neuen Wert und überträgt sie andererseits auf ihr Produkt, ihren Gebrauchswert: Quelle von Neuwert zu sein. Vom Standpunkt der Gesellschaft aus betrachtet, ist die einfache Arbeit, solange sie zur Herstellung der komplizierten Arbeitskraft verwendet wird, latent. Ihre Wirkung für die Gesellschaft beginnt erst mit der Betätigung der qualifizierten Arbeitskraft, in deren Bildung sie eingegangen ist. In dem einen Akte ihrer Verausgabung wird also eine Summe von einfachen Arbeiten verausgabt und damit eine Summe von Wert und Mehrwert geschaffen, die der Wertsumme entspricht, die die Verausgabung aller einfachen Arbeiten erzeugt hätte, die notwendig waren, um die komplizierte Arbeitskraft und ihre Funktion, die komplizierte Arbeit, zu erzeugen. Komplizierte Arbeit erscheint so vom Standpunkt der Gesellschaft, also ökonomisch betrachtet, als Multiplum einfacher Arbeit, so verschieden einfache und komplizierte Arbeit einer anderen, physiologischen, technischen oder ästhetischen Anschauung erscheinen mögen.

Die Gesellschaft zahlt dann in dem, was sie für das Produkt der qualifizierten Arbeit geben muss, ein Aequivalent für den Wert,

den die einfachen Arbeiten erzeugt hätten, wenn sie direkt von der Gesellschaft konsumiert worden wären.

In je höherem Masse komplizierte Arbeit einfache Arbeit enthält, in desto höherem Masse schafft sie nun selbst höheren Wert, denn es sind in der Tat viele einfache Arbeiten, die gleichzeitig zur Herstellung desselben Produktes verwendet werden; komplizierte Arbeit also wirklich: multiplizierte einfache Arbeit. Ein Beispiel möge das Gesagte anschaulicher machen. Jemand besitzt zehn Akkumulatoren, mit denen er zehn verschiedene Arbeitsmaschinen in Bewegung setzt. Zur Herstellung eines neuen Produktes bedarf er einer anderen Maschine, die einen viel grösseren Antrieb verlangt. Er benützt nun die zehn Akkumulatoren, um mit ihnen einen zu laden, der imstande ist, diese neue Maschine in Gang zu setzen. Die Kräfte der einzelnen Akkumulatoren erscheinen jetzt als eine einzige Kraft im neuen Akkumulator, die das Zehnfache der einfachen Durchschnittskraft darstellt.

In einer komplizierten Arbeit brauchen nicht nur einfache, sondern es können auch komplizierte Arbeiten anderer Art, die dann selbst wieder zu reduzieren sind, enthalten sein. Je mehr in eine komplizierte Arbeit wieder andere komplizierte Arbeiten eingehen, desto kürzer wird der Bildungsprozess der komplizierten Arbeit sein.

So gibt uns also die Marxsche Werttheorie das Mittel, die Prinzipien zu erkennen, nach welchen der gesellschaftliche Prozess der Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit stattfindet. Sie macht daher die Werthöhe zu einer *theoretisch messbaren* Grösse. Wenn aber Böhm verlangt, Marx hätte den empirischen Beweis für seine Theorie erbringen sollen, und meint, dieser Beweis bestünde darin, die Beziehung zwischen Tauschwerten, respektive Preisen und den Arbeitszeiten darzulegen, so verwechselt er theoretische mit *praktischer* Messbarkeit. Was ich erfahrungsgemäss feststellen kann, ist der konkrete Arbeitsaufwand, den die Herstellung eines bestimmten Gutes erfordert. Wie weit diese konkrete Arbeit gesellschaftlich notwendige Arbeit bedeutet, wie weit sie also für die Wertbildung in Betracht kommt, könnte ich nur feststellen, wenn ich den jeweiligen Durchschnittsgrad von Produktivität und Intensität, den die Produktivkraft erlangt hat, sowie das von der Gesellschaft geforderte Quantum dieses Gutes kennen würde. Es heisst das aber vom einzelnen verlangen, was die Gesellschaft leistet. Denn

der Rechenmeister, der die Höhe der Preise allein ausrechnen kann, ist die Gesellschaft und die Methode, der sie sich dabei bedient, ist die Konkurrenz. Indem diese im freien Wettbewerb auf dem Markte die von allen Produzenten zur Herstellung eines Gutes verausgabte konkrete Arbeit als eine Einheit behandelt und sie nur soweit honoriert, als ihre Verausgabung gesellschaftlich notwendig war, zeigt sie erst, in welchem Masse diese konkrete Arbeit tatsächlich bei der Wertbildung mitgewirkt hat und setzt den Preis dementsprechend fest. Es war ja diese Illusion, dass der theoretische Massstab zugleich unmittelbarer praktischer Massstab sei, die zur Utopie des Arbeitsgeldes und des konstituierten Wertes führte. Es ist die Auffassung, die in der Theorie des Wertes nicht ein Mittel sieht, „dem Bewegungsgesetz der heutigen Gesellschaft auf die Spur zu kommen", sondern ein Mittel, zu einem möglichst stabilen und gerechten Preiskurant zu gelangen.

Es ist das Suchen nach einem solchen Preiskurant, welches in neuerer Zeit Herrn v. Buch [1]) zu einer Theorie geführt hat, die, um zur Preisfeststellung zu gelangen, nichts weniger voraussetzen muss als den — Preis. Aber auch die psychologische „Wert"theorie kommt darüber nicht hinaus.

Sie bezeichnet die verschiedenen Grade der Bedürfnisbefriedigung mit bestimmten, aber beliebig gewählten Zahlen und lässt diese Zahlen die Preise bezeichnen, welche man für die Mittel der Bedürfnisbefriedigung zu geben gewillt ist. Der Vorgang ist dadurch verborgener, dass eine Menge willkürlicher Preise und nicht einer allein vorausgesetzt wird.

Der empirische Beweis für die Richtigkeit der Werttheorie liegt aber in ganz anderer Richtung als in der ihn Böhm sucht. Wenn die Werttheorie der Schlüssel zum Verständnis der kapitalistischen Produktionsweise sein soll, so muss sie die Erscheinungen derselben widerspruchslos erklären können. Die tatsächlichen Vorgänge der kapitalistischen Welt dürfen ihr nicht widersprechen, sondern müssen sie verwirklichen. Dies aber bestreitet nunmehr Böhm. Der dritte Band des „Kapital", wo Marx nicht mehr von den tatsächlichen Vorgängen abstrahieren könne, habe gezeigt, dass diese tatsächlichen Vorgänge sich mit den Voraussetzungen der Werttheorie nicht in Einklang bringen lassen. Die Ergebnisse des dritten Bandes stünden im schroffen

---

[1]) **Buch: Intensität der Arbeit. Leipzig 1896.**

Widerspruch mit denen des ersten. An der Wirklichkeit sei die Theorie gescheitert. Denn diese Wirklichkeit zeige, dass das Wertgesetz für den Austausch keine Gültigkeit besitze, da die Waren sich zu Preisen austauschen, die dauernd von ihrem Wert abweichen. In der Behandlung des Problems der Durchschnittsprofitrate werde der Widerspruch offenbar. Marx sei seine Lösung nur gelungen, indem er sein Wertgesetz einfach fallen liess. Und dieser Vorwurf des Selbstwiderspruches ist, seitdem er von Böhm erhoben wurde, Gemeinplatz der bürgerlichen Oekonomie geworden; in Böhm kritisieren wir hier den Repräsentanten der bürgerlichen Kritik des dritten Bandes des „Kapital".

II.

Wert und Durchschnittsprofit.

Das Problem, um das es sich handelt, ist bekannt. In den verschiedenen Produktionssphären ist die organische Zusammensetzung des Kapitals, das Verhältnis von c (konstantem, in Produktionsmitteln) zu v (variablem, in Arbeitslohn ausgelegtem) Kapital, verschieden. Da aber nur der variable Teil neuen Wert, also auch Mehrwert produziert, ist die Masse des Mehrwertes, die von gleich grossen Kapitalen produziert wird, verschieden, je nach der organischen Zusammensetzung dieser Kapitale, also je nach der Proportion, in welcher das Gesamtkapital in konstantes und variables Kapital zerfällt. Damit ist aber auch die Profitrate, das Verhältnis des Mehrwertes zum Gesamtkapital, eine verschiedene. Nach dem Wertgesetz werfen also gleiche Kapitale, je nach der Grösse der lebendigen Arbeit, die sie in Bewegung setzen, verschiedene Profite ab. Dies widerspricht der Wirklichkeit, wo gleiche Kapitale, welches immer ihre Zusammensetzung, gleichen Profit bringen. Wie kann dieser „Widerspruch" erklärt werden?

Hören wir vorerst Marx:

Zunächst ist klar, „dass die ganze Schwierigkeit nur dadurch hineinkommt, dass die Waren nicht einfach als W a r e n ausgetauscht werden, sondern als P r o d u k t e v o n K a p i t a l e n, die im Verhältnis zu ihrer Grösse oder bei gleicher Grösse gleiche Teilnahme an der Gesamtmasse des Mehrwertes beanspruchen". („Kapital", III1, Seite 154.)

Das Kapital aber, das zur Produktion einer Ware vorgeschossen wird, bildet den Kostpreis dieser Ware. „Im Kostpreis ($= c + v$) fällt der Unterschied von variablem und konstantem Kapital für den Kapitalisten fort. Ihm kostet eine Ware, zu deren Produktion er 100 Pfund Sterling auslegen muss, gleich viel, lege er nun $90c + 10v$ oder $10c + 90v$ aus. Sie kostet ihm stets 100 Pfund Sterling, weder mehr noch weniger. Die Kostpreise sind dieselben für gleich grosse Kapitalauslagen in verschiedenen Sphären, so sehr auch die verschiedenen Werte und Mehrwerte verschieden sein mögen. Diese Gleichheit der Kostpreise bildet die Basis der Konkurrenz der Kapitalanlagen, wodurch der Durchschnittsprofit hergestellt wird.“ (III 1, Seite 132.)

Zur Veranschaulichung der Wirkung der kapitalistischen Konkurrenz entwirft Marx folgende Tabelle, wobei die Mehrwertrate $\frac{m}{v}$ als gleich angenommen wird und von dem konstanten Kapital je nach dem Verschleiss verschiedene Teile in den Wert des Produktes eingehen.

Kapital	Mehrwertrate	Mehrwert	Profitrate	Verbrauchtes c	Wert der Waren
I. $80c + 20v$	100%	20	20%	50	90
II. $70c + 30v$	100%	30	30%	51	111
III. $60c + 40v$	100%	40	40%	51	131
IV. $85c + 15v$	100%	15	15%	40	70
V. $95c + 5v$	100%	5	5%	10	20

In dieser Tabelle sehen wir bei derselben Grösse des Gesamtkapitals in fünf verschiedenen Sphären und bei demselben Exploitationsgrad der Arbeit sehr verschiedene Profitraten, entsprechend der verschiedenen organischen Zusammensetzung. Betrachten wir nun aber diese in verschiedenen Sphären angelegten Kapitale als ein einziges Kapital, von dem I bis V nur verschiedene Teile bilden (wie etwa in einer Baumwollfabrik in den verschiedenen Abteilungen, im Kardierraum, Vorspinnraum, Spinnsaal und Websaal, verschiedenes Verhältnis von variablem und konstantem Kapital existiert

und das Durchschnittsverhältnis für die ganze Fabrik erst berechnet werden muss), so hätten wir ein Gesamtkapital = 500, einen Mehrwert von 110 und einen Gesamtwert der Waren von 610. Die Durchschnittszusammensetzung des Kapitals wäre 500 = 390 *c* + 110 *v* oder prozentig 78 *c* + 22 *v*. Jedes der Kapitale von 100 nur als ein Fünftel des Gesamtkapitals betrachtet, wäre seine Zusammensetzung diese durchschnittliche: 78 *c* + 22 *v*, ebenso fiele auf jedes 100 als durchschnittlicher Mehrwert 22; daher wäre die Durchschnittsprofitrate = 22 Prozent. Die Waren müssten nun folgendermassen verkauft werden:

Kapitale	Mehrwert	Verbrauchtes *k*	Wert der Waren	Kostpreis der Waren	Preis der Waren	Profitrate	Abweichung des Preises vom Wert
I. 80 *c* + 20 *v*	20	50	90	70	92	22%	+ 2
II. 70 *c* + 30 *v*	30	51	111	81	103	22%	— 8
III. 60 *c* + 40 *v*	40	51	131	91	113	22%	— 18
IV. 85 *c* + 15 *v*	15	40	70	55	77	22%	+ 7
V. 95 *c* + 5 *v*	5	10	20	15	37	22%	+ 17

Die Waren werden also verkauft 2 + 7 + 17 = 26 über und 8 + 18 = 26 unter ihrem Werte, so dass die Preisabweichungen durch gleichmässige Verteilung des Mehrwertes oder durch Zuschlag des durchschnittlichen Profits von 22 auf 100 vorgeschossenes Kapital zu den respektiven Kostpreisen der Waren I bis V sich gegenseitig aufheben; in demselben Verhältnis, worin ein Teil der Waren über, wird ein anderer unter seinem Werte verkauft. Und nur ihr Verkauf zu solchen Preisen ermöglicht, dass die Profitrate für I bis V gleichmässig ist, ohne Rücksicht auf die verschiedene organische Komposition der Kapitale I bis V.

„Infolge der verschiedenen organischen Zusammensetzung der in verschiedenen Produktionszweigen angelegten Kapitale, infolge daher des Umstandes, dass je nach dem verschiedenen Prozentsatz, den der variable Teil in einem Gesamtkapital von gegebener Grösse hat, sehr verschiedene Quanta Arbeit von Kapitalen gleicher Grösse in Bewegung gesetzt werden, werden auch sehr verschiedene Quanta Mehrarbeit von ihnen angeeignet oder sehr verschiedene Massen

Mehrwert von ihnen produziert. Demgemäss sind die Profitraten, die in verschiedenen Produktionssphären herrschen, ursprünglich sehr verschieden. Diese verschiedenen Profitraten werden durch die Konkurrenz zu einer allgemeinen Profitrate ausgeglichen, welche der Durchschnitt aller dieser verschiedenen Profitraten ist. Der Profit, der entsprechend dieser allgemeinen Profitrate auf ein Kapital von gegebener Grösse fällt, welches immer seine organische Zusammensetzung, heisst der Durchschnittsprofit. Der Preis einer Ware, welcher gleich ist ihrem Kostpreis plus dem im Verhältnis ihrer Umschlagsbedingungen auf sie fallenden Teil des jährlichen Durchschnittsprofits auf das in ihrer Produktion angewandte (nicht bloss das in ihrer Produktion konsumierte) Kapital, ist ihr Produktionspreis . . Obgleich daher die Kapitalisten der verschiedenen Produktionssphären beim Verkauf ihrer Waren die in der Produktion dieser Waren verbrauchten Kapitalswerte zurückziehen, so lösen sie nicht den in ihrer eigenen Sphäre bei der Produktion dieser Waren produzierten Mehrwert und daher Profit ein, sondern nur so viel Mehrwert und daher Profit, als vom Gesamtmehrwert oder Gesamtprofit, der vom Gesamtkapital der Gesellschaft in allen Produktionssphären zusammengenommen, in einem gegebenen Zeitabschnitte produziert wird, bei gleicher Verteilung auf jeden aliquoten Teil des Gesamtkapitals fällt. Per 100 zieht jedes vorgeschossene Kapital, welches immer seine Zusammensetzung, in jedem Jahre oder anderen Zeitabschnitte den Profit, der für diesen Zeitabschnitt auf 100, als den sovieltsten Teil des Gesamtkapitals, kommt. Die verschiedenen Kapitalisten verhalten sich hier, soweit der Profit in Betracht kommt, als blosse Aktionäre einer Aktiengesellschaft, worin die Anteile am Profit gleichmässig per 100 verteilt werden und daher für die verschiedenen Kapitalisten sich nur unterscheiden nach der Grösse des von jedem in das Gesamtunternehmen gesteckten Kapitals, nach seiner verhältnismässigen Beteiligung am Gesamtunternehmen nach der Zahl seiner Aktien." (III 1, Seite 136 ff.) Der Durchschnittsprofit ist nichts anderes als der Profit auf das gesellschaftliche Durchschnittskapital, dessen Summe gleich der Summe der Mehrwerte, und die durch Zuschlag dieses Durchschnittsprofits auf die Kostpreise hervorgebrachten Preise sind nichts anderes als die in Produktionspreise verwandelten Werte. Für die einfache Warenproduktion waren die Werte das Gravitationszentrum, um das die Preise schwankten. Aber „bei der kapitalistischen Produktion handelt es sich nicht nur darum, für die in Warenform

in die Zirkulation geworfene Wertmasse eine gleiche Wertmasse in anderer Form — sei es des Geldes oder einer anderen Ware — herauszuziehen, sondern es handelt sich darum, für das der Produktion vorgeschossene Kapital denselben Mehrwert oder Profit herauszuziehen wie jedes andere Kapital von derselben Grösse, oder pro rata seiner Grösse, in welchem Produktionszweig es auch angewandt sei; es handelt sich also darum, wenigstens als Minimum die Waren zu Preisen zu verkaufen, die den Durchschnittsprofit liefern, das heisst zu Produktionspreisen. Das Kapital kommt sich in dieser Form selbst zum Bewusstsein als eine gesellschaftliche Macht, an der jeder Kapitalist teil hat im Verhältnis seines Anteils am gesellschaftlichen Gesamtkapital." „Werden die Waren zu ihren Werten verkauft, so entstehen sehr verschiedene Profitraten in den verschiedenen Produktionssphären ... Das Kapital entzieht sich aber einer Sphäre mit niedriger Profitrate und wirft sich auf die andere, die höheren Profit abwirft. Durch diese beständige Aus- und Einwanderung, mit einem Wort durch seine Verteilung zwischen den verschiedenen Sphären, je nachdem dort die Profitrate sinkt, hier steigt, bewirkt es solches Verhältnis der Zufuhr zur Nachfrage, dass der Durchschnittsprofit in den verschiedenen Produktionssphären derselbe wird, und daher die Werte sich in Produktionspreise verwandeln." (III 1, Seite 175 und 176.)

In welchem Verhältnis steht nun diese Lehre des dritten Bandes zu dem berühmten Wertgesetze des ersten?

Nach der Meinung Böhm-Bawerks enthält der dritte Band des „Kapital" offensichtlich die Konstatierung eines wirklichen, unversöhnlichen Widerspruchs und den Nachweis, dass die gleiche Durchschnittsprofitrate sich nur bilden kann, wenn und weil das angebliche Wertgesetz nicht gilt. Im ersten Bande, so erklärt Böhm,[1]) war gesagt, dass aller Wert sich nur auf Arbeit gründet; der Wert wurde als das Gemeinsame erklärt, das sich im Austauschverhältnis der Waren darstellt; in der Form und mit dem Nachdruck eines zwingenden, keine Ausnahme zulassenden Schlusses war uns gesagt worden, dass die Gleichstellung zweier Waren im Tausche besagt, dass ein Gemeinsames von derselben Grösse in ihnen existiert, auf welches jede der beiden reduzierbar sein muss; es müssen demnach, von momentanen zufälligen Abweichungen abgesehen, die aber als Verletzung

[1]) Vergl. „Zum Abschluss etc.", Seite 110 ff.

des Gesetzes des Warenaustausches erscheinen, auf die Dauer und grundsätzlich Waren, die gleichviel Arbeit verkörpern, gegen einander vertauscht werden. Und jetzt, im dritten Bande, wird erklärt, dass das, was nach der Lehre des ersten Bandes sein muss, nicht ist und nicht sein kann; dass sich die einzelnen Waren notwendig und dauernd in einem anderen Verhältnis als dem der verkörperten Arbeit gegeneinander austauschen und austauschen müssen.

Das ist aber, meint Böhm, keine Erklärung und Versöhnung eines Widerstreites, sondern der nackte Widerspruch selbst. Die Theorie der Durchschnittsprofitrate und der Produktionspreise vertrage sich nicht mit der Theorie vom Werte. Marx selbst aber habe diesen Vorwurf voraussehen müssen. Dieser Voraussicht verdanken wir eine antizipierte Selbstverteidigung, die sich, wenn nicht der Form, so doch der Sache nach vorfinde. Er suche durch verschiedene Bemerkungen die Auffassung plausibel zu machen, dass trotz der unmittelbaren Beherrschung der Austauschverhältnisse durch die von den Werten abweichenden Produktionspreise sich doch noch alles im Rahmen des Wertgesetzes bewege, und dass doch noch dieses, wenigstens in letzter Instanz, die Herrschaft über die Preise ausübe. Marx führe aber über dieses Thema nicht nach seiner sonstigen Gewohnheit einen förmlichen, geschlossenen Beweisgang durch, sondern gebe nur eine Anzahl nebeneinander herlaufender, gelegentlicher Bemerkungen, welche verschiedenartige Beweisgründe enthielten, die nun Böhm in vier Argumente zusammenzieht.

Bevor wir aber auf diese „Argumente“ und die Gegenargumentation, die Böhm daran knüpft, eingehen, ein paar Worte betreffs des „Widerspruches“ oder des „Rückzuges“, dessen sich Marx im dritten Band schuldig gemacht haben soll. Was den Rückzug anlangt, so vergessen diejenigen, die davon sprechen, dass der erste Band nicht früher veröffentlicht wurde, als bis das den Streitpunkt behandelnde Kapitel des dritten Bandes fertiggestellt war. Denn die Fertigstellung des Entwurfes der beiden letzten Bücher des „Kapital“ durch Marx fällt in die Jahre 1863 bis 1867, während das die Lösung des Rätsels enthaltende 10. Kapitel des dritten Bandes nach einer Anmerkung von Engels (III 1, Seite 156, 27) ins Jahr 1865 fällt. Hier von einem Rückzug zu sprechen, heisst Marx zumuten, er hätte, um an einem bestimmten Punkt zu bleiben, zuerst eine Meile vorwärts und dann eine Meile rückwärts zurückgelegt. Dies ist nun allerdings die Auffassung, welche die Vulgärökonomie

als Wesen der dialektischen Methode betrachtet, die ihr, da sie nie den Prozess, sondern immer nur das fertige Resultat sieht, immer mystischer „Hokuspokus“ bleibt. Und nicht besser als mit dem Vorwurf des Rückzuges ist es mit dem des Widerspruches bestellt.

Böhm sieht ihn darin, dass nach dem ersten Band nur Waren, die gleichviel Arbeit verkörpern, ausgetauscht werden, während nach dem dritten Band die einzelnen Waren in einem anderen Verhältnis als dem der verkörperten Arbeit sich austauschen. Gewiss! Hätte Marx wirklich behauptet, dass, von unregelmässigen Schwankungen abgesehen, die Waren nur ausgetauscht werden können, weil in ihnen und nur in dem Verhältnis, in welchem in ihnen gleichviel Arbeit verkörpert ist, so hätte Böhm recht. Aber Marx entwickelt im ersten Band nur die Tauschverhältnisse, wie sie sich ergeben, wenn Waren zu ihren Werten ausgetauscht werden, und nur unter dieser Voraussetzung enthalten die Waren gleichviel Arbeit. Aber der Austausch zu ihren Werten ist nicht Bedingung des Austausches überhaupt, wenn er auch für den Austausch unter bestimmten historischen Voraussetzungen notwendig ist, sollen anders diese historischen Voraussetzungen durch den Mechanismus des gesellschaftlichen Lebens selbst ständig reproduziert werden. Unter geänderten historischen Voraussetzungen treten Modifikationen des Austausches ein; die Frage ist nur, ob diese Modifikationen als gesetzmässige zu erkennen sind und sich als Modifikationen des Wertgesetzes darstellen lassen. Ist dies der Fall, so beherrscht das Wertgesetz auch jetzt, wenn auch in modifizierter Gestalt, den Austausch und die Preisbewegung. Diese ist dann nur als Modifikation der ursprünglichen, die unter direkter Herrschaft des Wertgesetzes stand, zu begreifen.

Nun begeht Böhm den Fehler, den Wert mit dem Preis zu konfundieren, wozu ihn seine eigene Theorie verleitet. Nur wenn der Wert — zufällige, sich gegenseitig kompensierende und daher zu vernachlässigende Abweichungen abgerechnet — identisch wäre mit dem Preis, wäre ein dauerndes Abweichen der Preise der Einzelware von den Werten ein Widerspruch gegen das Wertgesetz. Auf die Divergenz der Werte von den Preisen hat aber Marx schon im ersten Band hingewiesen. So wenn er fragt: „Wie kann Kapital entstehen bei der Regelung der Preise durch den Durchschnittspreis, das heisst, in letzter Instanz durch den Wert der Ware?“ und nun hinzusetzt: „Ich sage ‚in letzter Instanz‘, weil die Durchschnitts-

preise nicht direkt mit den Wertgrössen der Waren, wie A. Smith, Ricardo u. s. w. glauben, zusammenfallen." („Kapital", I., Seite 143, Anmerkung 37.) Und ebenso (I., Seite 202, Anmerkung 31): „Es wird unterstellt, dass die Preise = den Werten. Man wird in Buch III sehen, dass diese Gleichsetzung, selbst für die Durchschnittspreise, sich nicht in dieser einfachen Weise macht."

Das Marxsche Wertgesetz erscheint uns also durch die Resultate des dritten Bandes nicht aufgehoben, sondern nur in bestimmter Weise modifiziert. Wir werden diese Modifikationen und ihre Bedeutung näher kennen lernen, wenn wir auf die weiteren Ausführungen Böhms näher eingehen.

Das erste „Argument", das Marx für seine Ansicht vorbringe, lautet nach Böhm [1]: Wenn auch die einzelnen Waren sich untereinander über oder unter ihren Werten verkaufen, so heben sich diese entgegengesetzten Abweichungen doch gegenseitig auf, und in der Gesellschaft selbst — die Totalität aller Produktionszweige betrachtet — bleibt daher doch die Summe der Produktionspreise der produzierten Waren gleich der Summe ihrer Werte.

Hier fällt zunächst auf — und wir können dieselbe Bemerkung jedesmal bei dem folgenden wiederholen — dass Böhm als „Argument" bezeichnet, was bei Marx nur Fesstellung, logische Folgerung aus seinen Prämissen ist. Es ist dann freilich leicht, nachzuweisen, dass in diesen Bemerkungen kein Argument steckt.

Böhm meint: Marx gestehe ein, dass die einzelnen Waren sich nicht zu ihren Werten vertauschen. Er lege aber Gewicht darauf, dass die einzelnen Abweichungen sich gegenseitig kompensieren. Wie viel bleibt aber, fragt Böhm, dann vom Wertgesetz übrig? Aufgabe des Wertgesetzes sei es doch, das wirkliche Austauschverhältnis der Güter aufzuklären. Wir wollen wissen, warum im Austausch ein Rock gerade so viel gelte als 20 Ellen Leinwand. Von einem Austauschverhältnis könne offenbar nur zwischen verschiedenen einzelnen Waren untereinander die Rede sein. Sowie man aber alle Waren zusammengenommen ins Auge fasse und ihre Preise summiere, so sehe man von dem im Innern dieser Gesamtheit bestehenden Verhältnis notwendig und geflissentlich ab. Die relativen Preisverschiedenheiten kompensieren sich ja in der Summe. Es sei also keine Antwort auf die Frage nach dem Aus-

[1] „Zum Abschluss etc.", Seite 113 u. ff.

tauschverhältnis der Güter, wenn man mit der Preissumme antworte. Nun steht die Sache folgendermassen. Auf die Frage des Wertproblems antworten die Marxisten zunächst mit ihrem Wertgesetz, dass sich die Waren im Verhältnis zu der in ihnen verkörperten Arbeitszeit austauschen; dann revozieren sie diese Antwort für das Gebiet des Austausches einzelner Waren, also gerade für dasjenige Gebiet, auf dem die Frage überhaupt einen Sinn hat, und halten sie in voller Reinheit nur noch aufrecht für das ganze Nationalprodukt zusammengenommen, also für ein Gebiet, auf dem jene Frage als gegenstandslos gar nicht gestellt werden könne. Als Antwort auf die eigentliche Frage des Wertproblems werde somit das Wertgesetz zugestandenermassen durch die Tatsachen Lügen gestraft, und in der einzigen Anwendung, in der es nicht Lügen gestraft werde, sei es keine Antwort auf die eigentlich Lösung heischende Frage. Es sei überhaupt keine Antwort, sondern eine Tautologie. Sehe man von der Geldform ab, so vertauschen sich die Waren schliesslich wieder gegen die Waren. Die Summe der Waren sei somit identisch mit der Summe der dafür gezahlten Preise. Oder der Preis für das gesamte Nationalprodukt zusammengenommen sei nichts anderes als das Nationalprodukt selbst. Unter diesen Umständen sei es freilich ganz richtig, dass die Preissumme, die für das gesamte Nationalprodukt zusammen gezahlt wird, mit der in letzterem kristallisierten Wert- oder Arbeitssumme zusammentreffe. Allein dieser tautologische Ausspruch bedeutet keine Vermehrung der Erkenntnis, noch beweist er die Richtigkeit des Gesetzes, dass sich die Güter im Verhältnis der in ihnen verkörperten Arbeit vertauschen. Soweit Böhm.

Das ganze Raisonnement ist nichts als ein vollständiges Danebenreden. Marx fragt nach dem Gesamtwert, und Böhm beklagt, dass er nicht nach dem Wert der Einzelware fragt. Er sieht nicht, worauf es Marx bei dieser Feststellung ankommt. Die Konstatierung, dass die Summe der Produktionspreise identisch ist mit der Summe der Werte, ist wichtig, weil erstens damit konstatiert wird, dass der Gesamtproduktionspreis nicht höher sein kann als der Gesamtwert; das bedeutet aber, da der Wertbildungsprozess nur in der Produktionssphäre von statten geht, dass aller Profit aus der Produktion und nicht aus der Zirkulation herstammt, etwa durch irgend einen Aufschlag, den der Kapitalist auf das fertige Produkt macht. Zweitens aber: Da der Gesamtpreis gleich dem Gesamtwert, kann auch der Gesamtprofit nichts anderes sein als der Gesamtmehrwert.

Dadurch ist der Gesamtprofit quantitativ bestimmt; erst auf Grund dieser Bestimmung ergibt sich die Möglichkeit, die Höhe der Profitrate zu berechnen.

Darf man aber, ohne sich einer Absurdität schuldig zu machen, von einem Gesamtwert überhaupt sprechen? Böhm verwechselt den Tauschwert mit dem Wert. Der Wert tritt in Erscheinung als Tauschwert, als quantitativ bestimmtes Verhältnis, in dem eine Ware gegen eine zweite vertauscht werden kann. Aber, ob zum Beispiel ein Rock gegen 20 oder gegen 40 Ellen Leinwand ausgetauscht wird, ist nichts Zufälliges, sondern hängt von objektiven Bedingungen ab, davon, wie viel gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit in Rock oder Leinwand enthalten ist. Diese Bedingungen müssen sich auch im Austausch geltend machen, ihn im grossen und ganzen beherrschen und auch, abgesehen vom Austausch, eine selbständige Existenz haben, so dass von einem Gesamtwert der Waren die Rede sein kann.[1])

Böhm übersieht, dass der Wert im Marxschen Sinne eine objektive, quantitativ bestimmte Grösse ist. Er übersieht dies, weil der Wertbegriff der Grenznutzentheorie in Wirklichkeit dieser quantitativen Bestimmtheit ermangelt. Kenne ich auch den Wert = dem Grenznutzen der Einheit einer Gütersumme, der mir gegeben ist durch den Nutzen, welche die letzte Einheit dieses Gütervorrates gewährt, so kann ich damit die Grösse des Wertes des gesamten Vorrates keineswegs berechnen. Ist mir aber der Wert einer Einheit im Sinne Marx' gegeben, so ist mir der Wert der Summe dieser Einheiten gleichfalls bekannt.

Was sich beim Uebergang von der einfachen zur kapitalistischen Warenproduktion ändert, ist die Distribution des gesellschaftlichen Produkts. Die Verteilung des Mehrwertes erfolgt nun nicht mehr nach Massgabe des Arbeitsaufwandes, den der einzelne Produzent in seiner Sphäre zur Herstellung des Mehrwertes verwendet hat, sondern richtet sich nach der Grösse des vorgeschossenen Kapitals, notwendig, um die Mehrwert erzeugende Arbeit in Bewegung zu setzen. Es ist klar, dass die geänderte Verteilung an der Grösse der zur Verteilung kommenden Mehrwertssumme nichts ändert, das gesellschaftliche Verhältnis unverändert lässt und nur durch Modifikation des Preises der individuellen Ware die geänderte Verteilung

[1]) Vgl. Friedrich Engels: Ergänzung und Nachtrag zum dritten Buch des „Kapital". „Neue Zeit", XIV., I., Seite 7.

zustande bringt. Es ist weiter klar, dass mit zur Bestimmung dieser Abweichung nicht nur die Grösse des Mehrwertes, sondern auch die Grösse, und zwar die Wertgrösse des vorgeschossenen Kapitals bekannt sein muss. Diese Grössenbestimmung leistet das Wertgesetz. Ich kann also die Abweichungen leicht angeben, sobald mir die Wertgrössen gegeben sind. Der Wert ist somit der notwendige theoretische Ausgangspunkt, um das durch die kapitalistische Konkurrenz erzeugte eigentümliche Preisphänomen zu erklären.

Die ganze Polemik Böhms ist daher um so mehr verfehlt, als Marx, wenn er nach dem Gesamtwert fragt, dies nur tut, um innerhalb des Gesamtwertes die einzelnen für den kapitalistischen Distributionsprozess wichtigen Teile dieses Gesamtwertes zu sondern. Es handelt sich Marx um den innerhalb einer Produktionsperiode neugeschaffenen Wert und um das Verhältnis, wie dieser neugeschaffene Wert zwischen Arbeiter- und Kapitalistenklasse geteilt wird und so die Revenuen der drei grossen Klassen bildet. Es ist also ganz falsch, zu sagen, Marx revociere das Wertgesetz für die einzelnen Waren und behaupte es nur mehr für ihre Summe. Zu dieser Behauptung kommt Böhm nur, weil er Wert und Preis nicht auseinanderhält. Vielmehr: das Wertgesetz, für das gesellschaftliche Produkt und seine Teile unmittelbar geltend, setzt sich nur durch, indem in den Preisen der einzelnen kapitalistisch produzierten Waren bestimmte gesetzmässige Modifikationen auftreten, die aber nur begriffen werden können durch Aufdeckung des gesellschaftlichen Zusammenhanges, ein Dienst, den das Wertgesetz uns leistet. — Es ist schliesslich reiner Gallimathias, wenn Böhm sagt, die Summe der Waren ist identisch mit der Summe der dafür gezahlten Preise. Denn Warensumme und Preissumme sind zunächst inkommensurable Grössen. Marx sagt, die Summe der Werte — aber nicht die der Waren — ist gleich der Summe der Produktionspreise. Hier ist die Kommensurabilität hergestellt dadurch, dass sowohl Preise als Werte Ausdrücke für verschiedene Mengen von Arbeit sind. Denn nur wenn der Produktionspreis qualitativ gleich Wert — weil beide Ausdruck von vergegenständlichter Arbeit — wenn sie auch quantitativ verschieden sind, kann man ihre Summen vergleichen.

Freilich meint Böhm, in letzter Linie tauschen sich Waren gegen Waren aus; daher die Preissumme identisch mit der Warensumme. Hier abstrahiert aber Böhm nicht nur vom Preis, sondern auch vom Wert der Waren. Die Frage ist, wenn mir eine Summe

von Waren nach Stück, Gewicht etc. gegeben ist, wie gross ist ihr Wert oder ihr Preis, da dies für das Gesellschaftsprodukt zusammenfällt. Dieser Wert oder Preis ist eine von der Warensumme ganz verschiedene Grösse einer bestimmten Geldquantität. Marx fragt eben nach dieser Grösse, die nach seiner Theorie gleichviel Arbeitsaufwand enthalten muss wie die Summe der Waren.

Das erste wie die folgenden „Argumente" sollen immer nur anzeigen, inwieferne das Wertgesetz unmittelbar, nicht modifiziert gilt. Böhm hat es dann natürlich leicht, nachzuweisen, dass damit die Modifikation des Wertgesetzes, welche Marx bereits früher als mit Notwendigkeit aus der Natur der kapitalistischen Konkurrenz entspringend nachgewiesen hat und hier bereits immer voraussetzt, nicht bewiesen wird.

* *
*

So geht er auch bei seiner Kritik des zweiten Arguments vor. Marx sagt: Das Wertgesetz beherrscht die Bewegung der Preise, indem Verminderung oder Vermehrung der zur Produktion erheischten Arbeitszeit die Produktionspreise steigen oder fallen macht. (III 1, Seite 156 und 158.) Böhm lässt aber die Bedingung, unter der Marx den Satz hier aufstellt, weg. Marx sagt nämlich: „In welcher Weise immer die Preise der verschiedenen Waren zuerst gegeneinander festgesetzt oder geregelt sein mögen, das Wertgesetz beherrscht ihre Bewegung." Böhm übersieht dies und wirft Marx vor, er übersehe, dass die Arbeit e i n Bestimmgrund, nicht aber der alleinige der Preise sei, wie es seine Theorie fordere. Dies sei ein Denkversehen, das so auffallend sei, dass es befremden muss, wie es Marx selbst entgehen konnte. Nun sagt aber Marx und will an dieser Stelle nichts anderes sagen, als dass Veränderungen im Arbeitsaufwand Veränderungen im Preise nach sich ziehen, dass also, die Preise einmal gegeben, ihre Bewegung sich nach der Bewegung der Produktivität der Arbeit richtet. Das Versehen ist hier ganz auf seiten Böhms, der nur vollständig hätte zitieren müssen, um sich seine Einwände zu sparen.

Von grösserer Wichtigkeit sind aber die Einwendungen, die Böhm im folgenden gegen die Marxschen Ausführungen erhebt. Marx fasst die Umwandlung des Wertes in den Produktionspreis als einen historischen Prozess auf, was Böhm als „drittes Argument" folgendermassen zusammenfasst: Das Wertgesetz beherrscht nach

Marx mit ungeschmälerter Autorität den Warenaustausch in gewissen ursprünglichen Stadien, in welchen sich die Verwandlung der Werte in Produktionspreise noch nicht vollzogen hat. Dies habe Marx allerdings nicht deutlich entwickelt, sondern in die übrige Darstellung verwoben.

Die Bedingungen, die notwendig sind, damit die Waren zu ihren Werten ausgetauscht werden, finden sich bei Marx folgendermassen entwickelt. Er unterstellt, die Arbeiter seien im Besitz ihrer Produktionsmittel, arbeiteten im Durschschnitt gleich lange und intensiv und tauschten ihre Waren direkt miteinander aus. Dann hätten zwei Arbeiter in einem Tage ihrem Produkt gleichviel Neuwert durch ihre Arbeit zugesetzt, aber das Produkt eines jeden hätte verschiedenen Wert, je nach der in den Produktionsmitteln früher schon verkörperten Arbeit. Dieser letztere Wertteil würde das konstante Kapital der kapitalistischen Wirtschaft repräsentieren; der auf die Lebensmittel des Arbeiters verwandte Teil des Neuwertes das variable Kapital; der dann noch übrige Teil des Neuwertes den Mehrwert, der dem Arbeiter gehörte. Beide Arbeiter erhielten also nach Abzug des Ersatzes für den von ihnen nur vorgeschossenen „konstanten" Wertteil gleiche Werte; das Verhältnis des den Mehrwert repräsentierenden Teiles zu dem Werte der Produktionsmittel — was der kapitalistischen Profitrate entspräche — wäre aber bei beiden verschieden. Da aber jeder von ihnen den Wert der Produktionsmittel im Austausch ersetzt erhält, wäre dies ein völlig gleichgültiger Umstand. „Der Austausch von Waren zu ihren Werten, oder annähernd zu ihren Werten, erfordert also eine viel niedrigere Stufe als der Austausch zu Produktionspreisen, wozu eine bestimmte Höhe kapitalistischer Entwicklung nötig ist... Abgesehen von der Beherrschung der Preise und der Preisbewegung durch das Wertgesetz, ist es also durchaus sachgemäss, die Werte der Waren nicht nur theoretisch, sondern auch historisch als das Prius der Produktionspreise zu betrachten. Es gilt dies für Zustände, wo dem Arbeiter die Produktionsmittel gehören, und dieser Zustand findet sich, in der alten wie in der modernen Welt, beim selbstarbeitenden, grundbesitzenden Bauer und beim Handwerker. Es stimmt dies auch mit unserer früher ausgesprochenen Ansicht, dass die Entwicklung der Produkte zu Waren entspringt durch den Austausch zwischen verschiedenen Gemeinwesen, nicht zwischen den Gliedern einer und derselben Gemeinde. Wie für diesen ur-

sprünglichen Zustand, so gilt es für die späteren Zustände, die auf Sklaverei und Leibeigenschaft gegründet sind, und für die Zunftorganisation des Handwerks, solange die in jedem Produktionszweig festgelegten Produktionsmittel nur mit Schwierigkeit aus der einen Sphäre in die andere übertragbar sind, und die verschiedenen Sphären sich daher zueinander verhalten wie fremde Länder oder kommunistische Gemeinwesen." (III 1, Seite 154 bis 156.)

Gegen diese Darlegungen erhebt nun Böhm die schwersten „inneren und äusseren Bedenken". Sie seien innerlich unwahrscheinlich und auch die Erfahrung spräche gegen sie. Um die Unwahrscheinlichkeit nachzuweisen, gestaltet Böhm das von Marx gebrauchte Beispiel ziffermässig aus. Dies geschieht folgendermassen: Arbeiter I repräsentiert einen Produktionszweig, welcher technisch relativ viele wertvolle vorbereitende Produktionsmittel erfordere, zu deren Herstellung er fünf Jahre brauche; ein weiteres Jahr vergehe auf die Fertigstellung des Produkts. Er stelle die Produktionsmittel selbst her; er kommt daher erst nach sechs Jahren in den Besitz der Vergütung seiner Arbeit. Arbeiter II dagegen sei schon nach einem Monat mit der Herstellung des Endprodukts und der dazu nötig gewesenen Produktionsmittel fertig und empfängt daher schon nach einem Monat den Erlös für sein Produkt. Dieser zeitliche Unterschied im Lohnempfang wird aber in der Marxschen Hypothese gar nicht berücksichtigt, während doch ein jahrelanger Aufschub der Arbeitsvergütung auch ein kompensationsbedürftiger Umstand sei. Es sind ja, meint Böhm, die verschiedenen Produktionszweige durchaus nicht allen Produzenten gleichmässig zugänglich, die Zweige mit stärkerem Kapitalerfordernis sind es für eine zunehmend kleinere Minorität. Dadurch erfährt das Angebot in den letzteren Zweigen eine gewisse Einschränkung, durch die schliesslich der Preis ihrer Produkte über das verhältnismässige Niveau jener Zweige gesteigert wird, die ohne die odiose Nebenbedingung des Wartens betrieben werden. Marx habe selbst gefühlt, dass hier der Austausch zu den Werten zu einer Unverhältnismässigkeit führe. Er registrierte dies in der Form, dass der gleiche Mehrwert sich in ungleichen Profitraten darstelle. Nun entstehe die Frage, warum diese Ungleichheit nicht ebenso wie in der kapitalistischen Gesellschaft durch die Konkurrenz abgeschliffen werden solle. Darauf antworte Marx, dass es für die zwei Arbeiter nur wesentlich sei, dass sie für gleiche Arbeitszeit nach Abzug des Wertes der vorgeschossenen konstanten

Elemente gleiche Werte erhalten, während die Verschiedenheit der Profitraten für sie gleichgültig sei wie für den heutigen Lohnarbeiter, in welcher Profitrate das ihm abgepresste Quantum Mehrwert sich ausdrücke.

Dieser Vergleich sei aber falsch. Denn die heutigen Arbeiter erhalten den Mehrwert nicht, die zwei Arbeiter bekommen ihn aber. Daher sei es nicht gleichgültig, nach welchem Massstab sie ihn zugemessen bekommen, ob nach Massstab der geleisteten Arbeit oder nach dem der vorgeschossenen Produktionsmittel. Die Ungleichheit der Profitraten lasse sich also nicht damit motivieren, dass die Höhe der Profitraten für die Beteiligten etwas ganz Gleichgültiges sei.

Die letzten Sätze sind ein Schulbeispiel für die Art der Böhmschen Polemik. Er lässt die wirkliche Argumentation des Gegners ganz ausser Acht und führt ein Illustrationsbeispiel, das er noch dazu falsch interpretiert, als angeblichen Beweis vor, um dann triumphierend zu verkünden, dass ein Beispiel kein Beweis sei. Der Unterschied, worauf es ankommt, ist der zwischen vorkapitalistischer und kapitalistischer Konkurrenz. Die vorkapitalistische Konkurrenz bewirkt auf dem lokalen Markt, den sie beherrscht, die Ausgleichung der verschiedenen individuellen Werte zu einem Marktwerte; die kapitalistische Konkurrenz bewirkt die Verwandlung des Wertes zum Produktionspreis. Sie kann dies aber nur, weil sie Kapital und Arbeit beliebig aus einer Produktionssphäre in die andere werfen kann; dies kann aber erst stattfinden, wenn diesem Uebergang keine rechtlichen und faktischen Schranken entgegenstehen; also — von Nebenumständen abgesehen — nach Herstellung der Freizügigkeit des Kapitals und der Arbeiter. Diese Konkurrenz um die Anlagesphären ist aber in vorkapitalistischen Zuständen unmöglich und daher auch die Ausgleichung der verschiedenen Profitraten unmöglich. Da dies der Fall, da der selbstproduzierende Arbeiter die Produktionssphäre nicht nach Belieben wechseln kann, ist die Verschiedenheit der Profitrate bei gleicher Profit(= Mehrwert)-Masse für ihn gleichgültig, ebenso wie für den Lohnarbeiter es gleichgültig ist, in welcher Profitrate sich der ihm abgepresste Mehrwert darstellt. Das tertium comporationis ist in beiden Fällen, dass es die Mehrwertmasse ist, worauf es den Arbeitern ankommt. Denn ob sie den Mehrwert bekommen oder nicht, in beiden Fällen müssen sie ihn erarbeiten. Auf die Dauer ihrer Arbeit kommt es aber gerade an. Oder um es zahlenmässig auszudrücken: Von zwei selbst-

arbeitenden Produzenten, von denen der eine für 20 Mark Produktionsmittel anwende, der andere für 10 Mark, setze jeder täglich einen Neuwert zu = 20 Mark. Der erste wird für sein Produkt 40 Mark erhalten, der zweite 30, wovon im ersten Fall 20, im zweiten 10 Mark in Produktionsmittel rückverwandelt werden, beiden verbleiben 20 Mark. Da sie nicht beliebig die Produktionssphäre wechseln können, ist für sie die Ungleichheit der Profitrate nebensächlich. Von den 20 Mark, die ihnen verbleiben, stellen zehn den Teil dar, den sie für Lebensmittel verbrauchen, also — kapitalistisch gesprochen — ihr variables Kapital, während der Rest den Mehrwert bildet. Anders würde sich die Sache für einen modernen Kapitalisten darstellen; in der ersten Sphäre muss er sein Kapital von 30 Mark auf $20\,c + 10\,v$ auslegen, um $10\,m$ zu erhalten; in der zweiten Sphäre würde er das gleiche Kapital auf $15\,c + 15\,v$ verwenden und $15\,m$ erzielen. Da das Kapital beliebig übertragbar ist, findet Konkurrenz der Kapitalsanlagen statt bis zur Ausgleichung der Profite, was der Fall, wenn die Preise sich nicht stellen auf 40 und 30, sondern in beiden Sphären auf 35 Mark.

Ihren Triumph feiert aber die Böhmsche Polemik in der „zahlenmässigen Ausgestaltung" des von Marx gegebenen Beispiels. In dieser Ausgestaltung gestaltet sich die einfache Warenproduktion, die Marx voraussetzt, im Handumdrehen zur kapitalistischen aus. Denn was bedeutet es anderes, wenn Böhm einen Arbeiter mit Produktionsmitteln ausstattet, zu deren Erzeugung fünf Jahre notwendig waren, während die Produktionsmittel des anderen in Tagen fertig sind. Unterstellt das nicht Verschiedenheiten in der organischen Zusammensetzung der Kapitalien, die in diesem Masse erst Produkt der kapitalistischen Entwicklung sind? Beim selbstarbeitenden Handwerker, den Marx im Auge hat, sind die Produktionsmittel verhältnismässig einfache Werkzeuge; ihrem Werte nach in den verschiedenen Produktionssphären nicht stark verschieden. Wo sie einigermassen von Bedeutung (zum Beispiel Walkmühlen), sind sie gewöhnlich Eigentum der Zunft oder Stadt, und der Anteil, mit dem jeder Zunftgenosse daran partizipiert, ist nicht bedeutend. Die tote Arbeit spielt in vorkapitalistischen Zuständen gegenüber der lebendigen überhaupt eine geringere Rolle. Sind aber die vorhandenen Unterschiede auch nicht bedeutend, so bedingen sie doch eine gewisse Verschiedenheit der Profitraten, deren Ausgleichung durch die künstlichen Schranken, mit denen jede Produktionssphäre

umgeben ist, gehindert wird. Wo aber die Produktionsmittel gegenüber der Arbeit stark überwiegen, tritt früh genossenschaftlicher Betrieb ein, der sich rasch in kapitalistischen umwandelt und meistens rechtlich oder faktisch Monopolstellung erwirkt. (Bergbau!)

Marx unterstellt ferner Arbeiter, die ihre Produkte gegeneinander vertauschen. Böhm beklagt nun die Ungerechtigkeit, die darin liege, dass der eine, nachdem er sechs Jahre gearbeitet, nur ein Aequivalent für seine Arbeits- und nicht auch eine Entschädigung für seine Wartezeit erhalte. Aber wenn der eine sechs Jahre auf den Erlös, hat der andere sechs Jahre auf das Produkt warten müssen; hatte seine eigenen Produkte ansammeln müssen, um sie nach den sechs Jahren gegen das endlich fertig gebrachte Werk eintauschen zu können. Für eine Kompensation ist da kein Anlass. In Wirklichkeit ist die Annahme so grosser Divergenzen der Umschlagszeiten ebensowenig historisch wie die in der Zusammensetzung der „Kapitalien".

Aber Böhm begnügt sich nicht mit dem Mittelalter. Auch in der „modernen Welt" findet er Verhältnisse, die der Marxschen Hypothese entsprechen. Sie finden sich, wie Marx selbst hervorhebe, beim grundbesitzenden Bauer und beim Handwerker. Diese müssten nun gleiches Einkommen beziehen, ob ihr in Produktionsmitteln angelegtes Kapital 10 fl. oder 10.000 fl. betrage, was doch offenbar nicht der Fall sei. Gewiss nicht! Nur hat Marx nie behauptet, dass in der „modernen" Welt zwei Preisbildungen stattfinden, je nachdem das Produkt von Kapitalisten oder von Handwerkern erzeugt werde. Mit der „modernen" Welt meint Marx hier nicht, wie Böhm in unglaublicher Weise missversteht, die kapitalistische, sondern die mittelalterliche im Gegensatz zur antiken wie aus dem ganzen Zusammenhang erhellt.

Aber auch die Marxsche Ansicht von der Herstellung der gleichen Profitrate sei historisch unhaltbar, meint Böhm, und nimmt damit einen Einwand Sombarts auf, den dieser in seiner bekannten Kritik des dritten Bandes erhoben hat. Sombart berührt die Frage der Geltung des Wertgesetzes für vorkapitalistische Zustände nun keineswegs; er wendet sich nur gegen die Behauptung, dass die Gleichheit der Profitrate durch Nivellierung der ursprünglichen ungleichen Mehrwertraten beim Uebergang von der mittelalterlichen zur kapitalistischen Wirtschaft stattgefunden habe. Vielmehr bilde von allem Anfang an die vorgefundene kommerzielle Profitrate den

Ausgangspunkt für die kapitalistische Konkurrenz. Wäre der Ausgangspunkt der Mehrwert gewesen, so hätte der Kapitalismus zunächst die Sphäre mit vorwiegend lebendiger Arbeit und erst später allmählich andere Sphären ergreifen können, in dem Masse, als durch Ueberhandnehmen der Produktion in jenen Sphären die Preise gesunken wären. Nun aber entwickelt sich die Produktion gerade in Sphären mit viel konstantem Kapital, zum Beispiel im Bergbau. Das Kapital hätte keine Veranlassung gehabt, in die Produktionssphäre überzugehen, ohne Aussicht auf einen „landesüblichen Profit", welcher im kommerziellen Profit existierte. Die Irrtümlichkeit lasse sich auch noch anders erweisen. Wenn in Sphären mit überwiegendem variablen Kapital in den Anfängen kapitalistischer Produktion exorbitante Profite gemacht würden, so setzte das voraus, dass das Kapital mit einem Schlage den betreffenden bisher selbständigen Produzentenkreis als Lohnarbeiter beschäftigte, zum Beispiel zum halben Verdienstsatz als vorher, und die Differenz bei zunächst den Werten entsprechenden Warenpreisen völlig in die Tasche steckte. Die kapitalistische Produktion hat aber mit deklassierten Existenzen in zum Teil ganz neu geschaffenen Produktionszweigen begonnen und ist sicher bei der Preisfestsetzung sofort von der Kapitalauslage ausgegangen.[1])

Im Gegensatz zur Ansicht Sombarts sind wir nun der Meinung, dass die Ausgleichung der verschiedenen Mehrwertraten zu einer Profitrate erst das Produkt eines langwierigen Prozesses war. Sombart meint, es sei nicht einzusehen, was den Kapitalisten bewogen haben könne, sich der Produktion zu bemächtigen, wenn er nicht als industrieller Kapitalist die Aussicht auf denselben Profit hatte, den er als Kaufmann einzuheimsen gewohnt war. Aber — und dies scheint uns Sombart zu übersehen — indem der Kaufmann Industrieller wurde, hörte er zunächst nicht auf, Kaufmann zu bleiben. Sein im Export angelegtes Kapital blieb ihm die Hauptsache; indem er ein zuschüssiges Kapital verwendete — und dieses war bei dem verhältnismässig geringen konstanten Kapital kein sehr grosses — — um seine Waren auf eigene Rechnung herstellen zu lassen, gewann er erstens die Möglichkeit, die nötigen Waren sich regelmässiger und in grösserer Zahl zu verschaffen als bisher, was bei

---

[1]) „Zur Kritik des ökonomischen Systems" von Karl Marx. Brauns „Archiv", VII., Seite 585.

der rasch wachsenden Ausdehnung der Märkte wichtig wurde, und zweitens realisierte er, indem er sich einen Teil der Mehrarbeit der von ihm verlegten Handwerker zueignete, einen Extraprofit. War auch die Profitrate des von ihm in der Industrie angelegten Kapitals geringer als die seines kommerziellen Kapitals, so war doch die Gesamtprofitrate nunmehr grösser. Seine industrielle Profitrate wuchs aber rasch, wenn er durch Verwendung neuer Technik (Kooperation, Manufaktur) die Produkte billiger herstellte als seine Konkurrenten, die noch mit handwerksmässig erzeugten Waren ihren Bedarf deckten. Die Konkurrenz zwang dann seine Mitbewerber ebenfalls, dieses neue Verfahren zu akzeptieren und die handwerksmässigen Produkte auszuschliessen. Als mit dem Fortschreiten des Kapitalismus die Produktion nicht mehr hauptsächlich für die Zwecke des Exportkaufmanns erfolgte, sondern der Kapitalist den inneren Markt zu erobern anfing, war sein Profit vor allem durch folgende Momente bestimmt. Er produzierte technisch überlegen, also billiger als der Handwerker. Der Marktwert der Produkte der letzteren bestimmte zunächst den Preis, der Kapitalist realisierte daher Extramehrwert, respektive Extraprofit, um so grösseren, je grösser seine technische Ueberlegenheit. Die rechtlichen Privilegien machten die Ausnützung dieser besseren Technik zudem meist zum Monopol einzelner Kapitalisten. Erst als die Monopole fielen, die Schranken der Uebertragbarkeit des Kapitals und die Gebundenheit der Arbeiter beseitigt waren, wurde die Ausgleichung der ursprünglich sehr verschiedenen Profitraten möglich.

Zunächst wird so durch Verdrängung des Handwerks und durch Vermehrung der kapitalistischen Konkurrenz innerhalb desselben Produktionszweiges der Extraprofit reduziert; dann bewirkt die Freizügigkeit innerhalb der Produktionssphären die Ausgleichung zum Durchschnittsprofit.

Es ist das durch die Erweiterung der Märkte geschaffene Bedürfnis nach vermehrter und regelmässiger Zufuhr, welches das kommerzielle Kapital antreibt, sich auch der Produktion zu bemächtigen. Der Profit, den es dabei realisiert, kann geringer sein als der kommerzielle. Denn er erscheint ihm als Extraprofit, den es macht, weil die von ihm selbst produzierten Waren ihm billiger zu stehen kommen als die von unabhängigen Handwerkern gekauften. Im weiteren Verlauf wird der Extraprofit, den der technisch überlegene Kapitalist macht, der mit dem Handwerker um den inneren Markt kämpft,

die Triebfeder zur Besitzergreifung einer Produktionssphäre durch das Kapital. Die organische Zusammensetzung desselben, deren Verschiedenheit sich Böhm und Sombart für vorkapitalistische Zustände wohl übertrieben vorstellen, spielt dabei eine geringere Rolle.

Nur dort, wo tatsächlich die Produktionsmittel grosse Bedeutung haben, wie beim Bergbau, ist das starke Ueberwiegen des konstanten Kapitals Grund zur Kapitalisierung, wozu der genossenschaftliche Betrieb die Vorstufe bildet. Solche Betriebe bilden meist zugleich Monopolbetriebe, deren Ertrag nach besonderen Gesetzen bestimmt werden muss.

Hat aber die kapitalistische Konkurrenz einmal die gleiche Profitrate hergestellt, so ist sie auch für die Anlage in neugeschaffenen Produktionszweigen Ausgangspunkt für die Berechnungen des Kapitalisten. Die Preise schwanken hier im vorhinein um den Produktionspreis, dessen Erlangung den betreffenden Produktionszweig rentabel erscheinen lässt. Der Kapitalist ist der Konkurrenz gleichsam auf halbem Wege entgegengekommen, indem er selbst den Durchschnittsprofit als Regulativ zugrunde legt, und die Konkurrenz bewirkt nur, dass er nicht etwa auf Abwege gerät und über den Durchschnittsprofit auf längere Zeit hinausgeht.

* * *

Es ist übrigens klar, dass die Preisbildung der kapitalistischen Gesellschaft eine andere sein muss als die der auf einfacher Warenproduktion beruhenden Gesellschaftsformen. Die Aenderung im Charakter der Preisbildung werden wir jetzt verfolgen, indem wir uns der Besprechung des „vierten Arguments" zuwenden. Böhm führt aus: Nach Marx reguliere in der verwickelten Volkswirtschaft das Wertgesetz wenigstens indirekt und in letzter Instanz die Produktionspreise, indem der nach dem Wertgesetze sich bestimmende Gesamtwert der Waren den Gesamtmehrwert, dieser aber die Höhe des Durchschnittsprofits und daher die allgemeine Profitrate regle. (III 1. Seite 159.) Der Durchschnittsprofit bestimme die Produktionspreise. Das ist, meint Böhm, im Sinne der Marxschen Lehre richtig, aber nicht vollständig. Böhm nimmt nun diese „Vervollständigung" folgendermassen vor: Der Produktionspreis sei gleich dem Kostpreis plus dem Durchschnittsprofit. Der Kostpreis der Produktionsmittel setze sich wieder aus zwei Komponenten zusammen: erstens aus der Auslage für Löhne und zweitens aus der für Produktionsmittel,

deren Werte sich bereits zu Produktionspreisen verwandelt haben. Setze man diese Analyse weiter fort, so gelange man, ganz wie bei dem natural price von Smith, mit dem Marx seinen Produktionspreis identifiziert, schliesslich zur Auflösung des Produktionspreises in zwei Komponenten oder Determinanten (!): in die Summe aller während der verschiedenen Produktionsstadien bezahlten Löhne, die zusammen den eigentlichen Kostpreis der Ware darstellen, und in die Summe aller von diesen Lohnauslagen berechneten Profite. Es sei also der bei der Erzeugung einer Ware auflaufende Durchschnittsprofit ein Bestimmgrund des Produktionspreises. Was den anderen Bestimmgrund, die Löhne, angehe, so spräche Marx hier davon nicht weiter. Nun sei aber offenbar die Summe der gezahlten Löhne ein Produkt aus der Menge der aufgewendeten Arbeit, multipliziert mit der Höhe des Lohnsatzes. Da nun nach dem Wertgesetze die Austauschverhältnisse ausschliesslich durch die Menge der aufgewendeten Arbeit bestimmt würden, und Marx der Höhe des Arbeitslohnes jeden Einfluss auf den Wert der Waren abspräche, so sei es ebenso offenbar, dass von den beiden Komponenten des Faktors Lohnauslage nur eine, die Menge der aufgewendeten Arbeit, mit dem Wertgesetze harmoniere, während in der zweiten Komponente, Höhe des Arbeitslohnes, ein dem Wertgesetze fremder Bestimmgrund unter die Bestimmgründe der Produktionspreise trete.

Es ist unglaublich, mit welcher Selbstverständlichkeit Böhm aus Marxschen Gedankengängen folgert, was dieser selbst expressis verbis als ärgsten Fehlschluss bezeichnet hat. Lassen wir Marx selbst zu Worte kommen: „Der Wert des jährlichen Warenprodukts, ganz wie der Wert des Warenprodukts einer besonderen Kapitalanlage und wie der Wert jeder einzelnen Ware, löst sich also auf in zwei Wertbestandteile: den einen, *A*, der den Wert des vorgeschossenen konstanten Kapitalteils ersetzt, und einen anderen, *B*, der sich in Form von Revenue als Arbeitslohn, Profit und Rente darstellt. Der letzte Wertbestandteil *B* bildet insoferne einen Gegensatz gegen den ersteren, *A*, als dieser bei sonst gleichen Umständen 1. nie die Form der Revenue annimmt, 2. stets in der Form von Kapital, und zwar von konstantem Kapital zurückfliesst. Der andere Bestandteil *B* ist jedoch auch wieder in sich selbst entgegengesetzt. Profit und Rente haben das mit dem Arbeitslohn gemein, dass sie alle drei Revenueformen bilden. Trotzdem sind sie wesentlich dadurch unterschieden, dass sich in Profit und Rente Mehrwert, also unbezahlte

Arbeit, darstellt und im Arbeitslohn bezahlte." (III 2, Seite 374 und 375.)

Indem Böhm „den unglaublichen Verstoss in der Analyse, der die ganze politische Oekonomie seit Ad. Smith durchzieht", als Marxsche Meinung reproduziert, begeht er einen doppelten Fehler. Er abstrahiert zunächst vom konstanten Kapital. Abgesehen von allem anderen, ist dies am wenigsten an einer Stelle erlaubt, wo es sich um die Verwandlung des Wertes in den Produktionspreis handelt. Denn für diese Verwandlung ist entscheidend die organische Zusammensetzung des Kapitals, also das Verhältnis vom konstanten zum variablen Kapitalteil. Hier vom konstanten Kapital abstrahieren, heisst gerade davon abstrahieren, worauf es ankommt, heisst, sich das Verständnis der Bildung des Produktionspreises unmöglich machen. Aber vielleicht noch schlimmer ist der zweite Fehler. Indem Böhm das variable Kapital und den Mehrwert mit Smith zu „compenents parts" oder, wie er noch schärfer sagt, zu „Determinanten" des Wertes macht, verkehrt er die Marxsche Lehre in ihr striktes Gegenteil. Bei Marx ist der Wert das prius, das Gegebene, v und m nur Teile, deren Grösse begrenzt ist durch den nach der Menge der Arbeit bestimmten, der toten Arbeit (c) zugesetzten Neuwert. Wie viel von diesem Neuwert, der sich in $v + m$ auflöst, nicht aber aus ihnen entsteht, auf v und wie viel auf m entfällt, darüber entscheidet der Wert der Arbeitskraft = dem Wert der zu ihrer Erhaltung notwendigen Lebensmittel, während der Rest für m übrig bleibt. Böhm bleibt befangen in der kapitalistischen Illusion, welche den Kostpreis zu einem konstituierenden Faktor des Wertes oder Preises macht. Indem er dabei von c abstrahiert, macht er sich die Einsicht in den Wertbildungsprozess vollends unmöglich. Er sieht nicht, dass in dem Produkt der Teil des Kostpreises, der das konstante Kapital repräsentiert, seinem Wert nach unverändert reproduziert erscheint. Anders der Teil, der v repräsentiert. Der Wert des variablen Kapitals stellt sich dar in den Lebensmitteln, die vom Arbeiter aufgegessen werden. Ihr Wert ist damit vernichtet. Aber der von den Arbeitern neu produzierte Wert gehört dem Kapitalisten; ein Teil dieses Neuwertes wird von ihm wieder ausgelegt in variablem Kapital, scheint ihm dieses immer wieder zu ersetzen, ebenso wie ein anderer Teil des ihm zurückfliessenden Wertes das konstante Kapital, dessen Wert auf das Produkt tatsächlich übertragen wurde, wieder ersetzt. Der Unterschied zwischen c und v ist damit aus-

gelöscht, der Wertbildungsprozess mystifiziert; als Quelle des Wertes erscheint nicht mehr die Arbeit, sondern der Wert erscheint gebildet aus dem Kostpreise plus einem irgendwoher stammenden Ueberschuss über denselben. Der „Preis der Arbeit“ erscheint so als Ursache des Preises des Produktes, wodurch die ganze Analyse schliesslich in den Zirkel ausläuft, den Preis aus dem Preise zu erklären. Statt dass der Wert als die Grösse gefasst wird, die sich nach bestimmten Gesetzen in einen Teil spaltet, der das konstante Kapital ersetzt, und in einen anderen, der zu Revenue ($v + m$) wird, wird die Revenue selbst zu einem Constituens des Preises, wobei auf das konstante Kapital vergessen wird. Marx betont also ausdrücklich, dass es falsch wäre „zu sagen, dass der Wert des Arbeitslohnes, die Rate des Profits und die Rate der Rente selbständige konstituierende Wertelemente bilden, aus deren Zusammensetzung der Wert der Ware, abgesehen vom konstanten Bestandteil, entspringe; in anderen Worten, es wäre falsch zu sagen, dass sie komponierende Bestandteile des Warenwertes oder Produktionspreises bilden“. (III 2, Seite 389.)

Ist aber der Arbeitslohn kein Constituens des Wertes, so hat er natürlich auch auf die Höhe des Wertes keinen Einfluss. Aber wie ist es doch möglich, dass Böhm ihm einen Einfluss auf den Wert der Waren vindiziert? Um diesen Einfluss zu zeigen, stellt Böhm zwei Tabellen auf: Drei Waren, *A*, *B* und *C*, haben anfänglich den gleichen Produktionspreis = 100 bei verschiedener organischer Zusammensetzung. Täglicher Arbeitslohn = 5; Mehrwertsrate (m^1) = 100 %; bei einem Gesamtkapital = 1500 beträgt also die Durchschnittsprofitrate (p^1) 10 %:

Ware	Arbeitstag	Arbeitslohn	Angewendetes Kapital	Durchschnittsprofit	Produktionspreis
A	10	50	500	50	100
B	6	30	700	70	100
C	14	70	300	30	100
Summe..	30	150	1500	150	300

Nun steige der Arbeitslohn von 5 auf 6; von den 300 entfallen jetzt 180 auf Lohn und 120 auf den Profit. p^1 ist jetzt 8 %; damit ändert sich die Tabelle folgendermassen:

Ware	Arbeitstag	Lohn	Angewendetes Kapital	Durchschnittsprofit	Produktionspreis
A	10	60	500	40	100
B	6	36	700	56	92
C	14	84	300	24	108
Summe ..	30	180	1500	120	300

Die Tabellen zeigen zunächst einige Eigentümlichkeiten; wir erfahren nämlich nichts davon, wie gross das konstante Kapital ist, das in den einzelnen Branchen angewendet wird, und wie viel davon auf das Produkt übertragen wird; nur so kommt Böhm zur Konsequenz, dass obwohl ein bedeutendes konstantes Kapital angewendet wird, es nirgends im Produkt wiedererscheint und die Produktionspreise gleich sind. Noch weniger ist einzusehen, wie es zugeht, dass mit dem g l e i c h e n Kapital e r h ö h t e Löhne gezahlt werden. Es wird ja allerdings durch diese Fehler an dem Endresultat nicht viel geändert, da Böhm die organische Zusammensetzung in der, wenn auch begriffslosen Form berücksichtigt, dass er den Profit auf verschieden grosse Kapitalauslagen berechnet; und sein zweites Uebersehen ändert nur die absoluten Ziffern, wenn auch nicht die relativen, indem die Profitrate stärker fällt, als Böhm angibt, da das Gesamtkapital gewachsen ist. Aber diese Nichtberücksichtigung des konstanten Kapitals macht die Einsicht in den tatsächlichen Vorgang unmöglich. Korrigieren wir die Böhmschen Tabellen, so erhalten wir:

Ware	Gesamtkapital $c+v$	c	v	m	p	Wert	Produktionspreis
A	500	450	50	50	50	550	550
B	700	670	30	30	70	730	770
C	300	230	70	70	30	370	330
Summe ..	1500	1350	150	150	150	1650	1650 = 1500 + 150

Wir haben unterstellt, dass das ganze *c* verbraucht werde, um die Rechnung nicht unnütz zu komplizieren. Steigt nun der Lohn von 5 auf 6, so das Gesamtkapital von 1500 auf 1530, weil *v* von 150 auf 180 steigt; der Mehrwert vermindert sich auf 120, die Mehrwertrate auf 66·6 % und die Profitrate auf zirka 7·8 %. Der von den Arbeitern geschaffene Neuwert bleibt unverändert = 300. Aber geändert hat sich die organische Zusammensetzung des Kapitals und damit der Faktor, der für die Verwandlung des Wertes in den Produktionspreis entscheidend ins Gewicht fällt.

Ware	Gesamtkapital	*c*	*v*	*m*	*p*	Wert	Produktionspreis
A	510	450	60	40	40	550	550
B	706	670	36	24	55	730	761
C	314	230	84	56	25	370	339
Summe ..	1530	1350	180	120	120	1650	1650

Die Tabelle zeigt die „Wirkungen allgemeiner Schwankungen des Arbeitslohnes auf die Produktionspreise". (III 1, Kapitel XI.) Wir erhalten folgende Gesetze[1]: 1. Mit Bezug auf das Kapital von gesellschaftlicher Durchschnittskomposition bleibt der Produktionspreis der Waren unverändert. 2. Mit Bezug auf das Kapital niederer Zusammensetzung ist der Produktionspreis der Ware gestiegen, obgleich nicht im selben Verhältnis wie der Profit gefallen. 3. Mit Bezug auf das Kapital höherer Zusammensetzung ist der Produktionspreis der Waren gefallen obgleich auch nicht in demselben Verhältnis wie der Profit. (III 1, Seite 181.) Was geht daraus hervor? Wenn wir Böhm glauben dürfen, so zeigt es sich, dass die Steigerung der Arbeitslöhne bei ungeänderter Arbeitsmenge eine empfindliche Verschiebung der anfänglich gleichen Produktionspreise herbeigeführt habe. Diese Verschiebung sei nur zum Teil auf die geänderte Profitrate zurückzuführen. Gewiss nicht gänzlich, weil ja zum Beispiel der Produktionspreis g e s t i e g e n sei trotz Falles der Profitrate. Damit sei ausser Zweifel gesetzt, dass

[1]) Wir berücksichtigen nur die Erhöhung des Arbeitslohnes; seine Senkung wirkt natürlich gerade entgegengesetzt.

wir in der Lohnhöhe mit einem Preisbestimmgrund zu tun haben, dessen Wirksamkeit sich in der Beeinflussung der Profithöhe nicht erschöpfe, der vielmehr auch einen eigenen, direkten Einfluss ausübt. Böhm glaubt daher Ursache gehabt zu haben, dieses von Marx übersprungene Glied der Preisbestimmgründe (Marx hat ein eigenes Kapitel darüber!) einer selbständigen Betrachtung zu unterziehen.

Wir haben gesehen, dass diese „Selbständigkeit" so weit getrieben wurde, Marx das Gegenteil sagen zu lassen von dem, was seine Meinung war. Wir sehen jetzt, wie weit die Selbständigkeit Böhms gegenüber den Regeln der Logik geht. Dieselbe Aenderung in der Lohnhöhe bewirkt im ersten Fall Gleichbleiben, im zweiten Steigerung, im dritten Sinken des Preises. Und das nennt Böhm „selbständig und direkt" den Preis bestimmen! Die Tabellen zeigen vielmehr klar, dass der Lohn keine Komponente und keine Determinante des Preises bilden kann, sonst müsste die Erhöhung dieser Komponente den Preis erhöhen, ihre Erniedrigung ihn senken; und ebensowenig bildet den Durchschnittsprofit eine selbständige den Preis bestimmende Grösse, sonst müsste in allen Fällen, da der Profit gesunken, der Preis ebenfalls fallen. Aber dadurch, dass Böhm vom konstanten Kapitalteil abstrahierte und damit die organische Zusammensetzung des Kapitals ausser Acht liess, machte er es sich unmöglich, den Vorgang zu erklären.

Der ganze Vorgang kann überhaupt nicht vom Standpunkt des individuellen Kapitals eingesehen werden; man bleibt aber bei dieser Betrachtung stehen, wenn man den Arbeitslohn als selbstständige Komponente des Preises fasst; es ist dann nicht einzusehen, wieso für die Erhöhung des Lohnes, diese Mehrausgabe vom Kapital, der Kapitalist nicht am Preis entschädigt werde; es ist nur der gesellschaftliche Zusammenhang, dessen Wesen das Wertgesetz aufdeckt, der es erklärt, dass dieselbe Ursache: Erhöhung des Lohnes, so verschieden auf die Einzelkapitale wirkt, je nach dem Verhältnis, in dem sie an dem Verwertungsprozess des Gesellschaftskapitals Anteil nehmen. Ihre Teilnahme an dem gesellschaftlichen Verwertungsprozess wird aber nur durch ihre organische Zusammensetzung angezeigt.

Das geänderte Verhältnis der Kapitale besteht aber darin, dass ihr Anteil an der Produktion des Gesamtmehrwertes sich verschoben hat; der Mehrwert hat sich vermindert; zu dieser Verminderung haben

aber die verschiedenen Kapitale je nach der Grösse der von ihnen in Bewegung gesetzten Arbeit in verschiedener Weise beigetragen; da jedoch der verminderte Mehrwert auf sie in gleicher Weise zu verteilen ist, muss die Verschiebung ihres Anteils an der Mehrwertproduktion in einer Verschiebung der Preise zum Ausdruck kommen. Die Kapitale dürfen daher nicht individuell betrachtet werden, wie es Böhm tut, sondern müssen in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang — also als Teile des Gesellschaftskapitals — erfasst werden. Welche Rolle sie aber in der Erzeugung des Gesamtwertes des gesellschaftlichen Produkts spielen, ist nur zu erkennen aus ihrer organischen Zusammensetzung, aus dem Verhältnis, in dem die tote Arbeit, deren Wert nur übertragen wird, steht zur lebendigen Arbeit, die neuen Wert schafft und deren Index das variable Kapital ist. Abstrahieren von dieser organischen Zusammensetzung heisst abstrahieren von dem gesellschaftlichen Zusammenhang, in dem das Einzelkapital steht; es macht dies das Verständnis des Vorganges, der die Verwandlung des Wertes in den Produktionspreis bewirkt, ebenso unmöglich wie das Verständnis der Gesetze, welche die Variationen des Produktionspreises regeln, die zunächst verschieden sind von den Gesetzen, welche die Variationen des Wertes regeln, aber in letzter Instanz immer auf Aenderungen in den Wertverhältnissen zurückgeführt werden können.

„Wenn der Produktionspreis der Waren in Beispiel II (*C*) steigt, in Beispiel III (*B*) fällt, so zeigt schon diese entgegengesetzte Wirkung, die der Fall in der Mehrwertsrate oder das allgemeine Steigen des Arbeitslohnes hervorbringt, dass es sich hier nicht um eine Entschädigung im Preise für die Erhöhung des Arbeitslohnes handeln kann, da in III das Fallen des Produktionspreises den Kapitalisten unmöglich entschädigen kann für das Fallen des Profits, und in II das Steigen des Preises den Fall des Profits nicht verhindert. Vielmehr ist beidemal, wo der Preis steigt und wo er fällt, der Profit derselbe wie im Durchschnittskapital, wo der Preis unverändert geblieben ...

Es folgt daraus, dass, wenn der Preis in II nicht stiege und in III nicht fiele, II unter und III über dem neuen gefallenen Durchschnittsprofit verkaufen würde. Es ist an und für sich klar, dass, je nachdem 50, 25 oder 10 pro 100 des Kapitals in Arbeit ausgelegt wird, eine Lohnerhöhung sehr verschieden wirken muss auf den, der $^1/_{10}$ und auf den, der $^1/_4$ oder $^1/_2$ seines Kapitals in Arbeitslohn auslegt. Die Erhöhung der Produktionspreise einerseits, ihre Senkung andererseits,

je nachdem das Kapital unter oder über der gesellschaftlichen Durchschnittszusammensetzung steht, wird nur bewirkt durch die Ausgleichung zum neuen gefallenen Durchschnittsprofit. Es ist klar, dass, wenn infolge der Herstellung einer allgemeinen Profitrate für die Kapitale niederer Zusammensetzung (wo v über dem Durchschnitt) die Werte bei ihrer Verwandlung in Produktionspreise herabgesenkt, sie für die Kapitale höherer Zusammensetzung erhöht werden." (III 1, Seite 182/183.) Die Variation des Produktionspreises infolge Aenderung in der Lohnhöhe stellt sich unmittelbar dar als Wirkung der neuen Durchschnittsprofitrate. Die Herstellung derselben ist, wie wir im früheren gesehen haben, eine Folge der kapitalistischen Konkurrenz. Böhms Polemik ist schon deshalb verunglückt, weil sie sich gar nicht gegen den entscheidenden Punkt richtet, sondern gegen eine Erscheinung, welche nur als notwendige Folge erscheint, wenn die Voraussetzung — die Bildung des Produktionspreises auf Grund der gleichen Profitrate — einmal eingetreten ist.

An der Beherrschung der Produktionspreise durch das Wertgesetz ändert sich nichts dadurch, dass im Arbeitslohn selbst, also in der Grösse des vorzuschiessenden variablen Kapitalteils, die Umwandlung des Wertes der notwendigen Lebensmittel des Arbeiters in ihrem Produktionspreis bereits vollzogen ist. Es geht doch nicht an, die Behauptung, dass der Produktionspreis einer Ware nicht vom Wertgesetz reguliert wird, damit beweisen zu wollen, dass man dasselbe von einer anderen Ware — der Arbeitskraft — behauptet. Denn die Abweichung des variablen Kapitalteils erfolgt genau nach denselben Gesetzen wie die jeder anderen Ware; in dieser Hinsicht ist kein Unterschied zwischen dem variablen und dem konstanten Kapitalteil. Nur dadurch, dass Böhm den „Wert der Arbeitskraft" zu einer Determinante des Wertes des Produkts macht, verfällt er in den Irrtum, in der Abweichung des Preises der Arbeitskraft von ihrem Wert eine Störung des Wertgesetzes zu erblicken. Aber auch die Grösse des Gesamtmehrwertes wird durch diese Abweichung nicht alteriert. Denn der Gesamtmehrwert, der gleich ist dem Gesamtprofit und die Profitrate regelt, ist berechnet für das Gesellschaftskapital, wo sich die Abweichungen der Produktionspreise vom Wert aufheben.

Es bleibt uns schliesslich noch ein Einwand Böhms zur Besprechung übrig. Wenn auch nach Marx der Gesamtmehrwert die Durchschnittsprofitrate regle, so bilde er doch nur einen Bestimmgrund,

während als zweiter, hiervon und auch vom Wertgesetz ganz unabhängiger Bestimmgrund die Grösse des in der Gesellschaft existierenden Kapitals wirkt. Abgesehen davon, dass die Grösse des gesellschaftlichen Kapitals hier von Böhm als bekannt vorausgesetzt wird, was, da es sich ja um die Bestimmung einer Wertgrösse handelt, das Wertgesetz voraussetzt, findet dieser Einwand seine Widerlegung schon ausdrücklich bei Marx: „... Das Verhältnis der Summe des angeeignten Mehrwertes zum vorgeschossenen Gesamtkapital der Gesellschaft ändert sich. Da der Wechsel hier nicht von der Rate des Mehrwertes ausgeht, so muss er ausgehen vom Gesamtkapital, und zwar von seinem konstanten Teil. Dessen Masse, technisch betrachtet, vermehrt oder vermindert sich im Verhältnis zu der vom variablen Kapital gekauften Arbeitskraft, und die Masse seines Wertes wächst oder fällt so mit dem Wachstum oder der Abnahme seiner Masse selbst; sie wächst oder fällt also ebenfalls im Verhältnis zur Wertmasse des variablen Kapitals. Setzt dieselbe Arbeit mehr konstantes Kapital in Bewegung, so ist die Arbeit produktiver geworden. Wenn umgekehrt, umgekehrt. Also hat Wechsel in der Produktivität der Arbeit stattgefunden und ein Wechsel muss vorgegangen sein im Wert gewisser Waren." Es gilt also das Gesetz: „Wechselt der Produktionspreis einer Ware infolge eines Wechsels in der allgemeinen Profitrate, so kann zwar ihr eigener Wert unverändert geblieben sein. Es muss aber ein Wertwechsel mit anderen Waren vorgegangen sein." (III 1, Seite 185.)

III.

Die subjektivistische Auffassung.

Gerade das Phänomen der Variationen des Produktionspreises hat uns bewiesen, wie die Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaft nie begriffen werden können, wenn man die Ware oder das Kapital in seiner Isoliertheit betrachtet. Es ist vielmehr das gesellschaftliche Verhältnis, in dem diese stehen, und seine Aenderungen, welche die Bewegungen der Einzelkapitale, die nur Teile des gesellschaftlichen Gesamtkapitals sind, beherrscht und erklärt. Aber diesen gesellschaftlichen Zusammenhang sieht der Vertreter der psychologischen Schule der Nationalökonomie nicht; er missversteht daher notwendig eine Theorie, die darauf ausgeht, gerade die gesellschaft-

liche Bedingtheit der volkswirtschaftlichen Erscheinungen aufzudecken, deren Ausgangspunkt daher die Gesellschaft und nicht das Individuum bildet. Den Begriffen und Ausdrücken dieser Theorie legt er immer seinen individualistischen Sinn unter und gelangt so zu Widersprüchen, die er der Theorie zuschreibt, während sie nur seiner Auffassung der Theorie zuzurechnen sind.

Wir können dieses fortwährende quid pro quo in allen Stadien der Polemik Böhms verfolgen. Schon den Grundbegriff des Marxschen Systems, den Begriff der Wert schaffenden Arbeit, fasst Böhm durchaus subjektiv. Arbeit ist ihm identisch mit „Mühe". Diese individuelle Unlustempfindung zur Ursache des Wertes machen, führt natürlich dazu, im Wert nur eine psychologische Tatsache zu sehen, den Wert der Waren aus der Wertschätzung der Arbeit, die sie gekostet haben, abzuleiten. Es ist die bekannte Begründung, die Ad. Smith, der den objektiven Standpunkt fortwährend zugunsten eines subjektiven verlässt, für seine Werttheorie gibt, wenn er sagt: „Gleiche Quantitäten Arbeit müssen zu allen Zeiten und an allen Orten für den Arbeiter selbst denselben Wert haben. In seinem normalen Zustand von Gesundheit, Kraft und Tätigkeit und mit dem Durchschnittsgrad von Geschicklichkeit, die er besitzen mag, muss er immer die nämliche Portion seiner Ruhe, seiner Freiheit und seines Glückes hingeben." Ist aber die Arbeit als „Mühe" Ursache der Wertschätzung, dann ist der „Wert der Arbeit" ein Constituens oder eine „Determinante", wie Böhm sagt, des Warenwertes. Aber sie braucht dann nicht die einzige zu sein; eine Reihe anderer Momente, welche die subjektive Bewertung der einzelnen beeinflussen, erscheinen neben der Arbeit und mit gleichem Rechte als Bestimmgründe des Wertes. Identifiziert man also einmal Wert der Waren mit der Wertschätzung, den diese Waren durch die Individuen erfahren, so erscheint es willkürlich, gerade die Arbeit als einzigen Grund für diese Wertschätzung anzunehmen.

Vom subjektivistischen Standpunkt, von dem aus Böhm seine Kritik unternimmt, erscheint daher die Arbeitswerttheorie im vorhinein unhaltbar. Und dieser Standpunkt ist es eben, der Böhm zu sehen hindert, dass der Marxsche Begriff der Arbeit dem seinen ganz entgegengesetzt ist. Schon in „Zur Kritik der politischen Oekonomie" (1. Auflage, Seite 37) hat Marx den Gegensatz zur subjektivistischen Auffassung Smiths präzisiert, wenn er sagt: Er „versieht die objektive Gleichung, die der Gesellschaftsprozess gewaltsam zwischen den

ungleichen Arbeiten vollzieht, mit der subjektiven Gleichberechtigung der individuellen Arbeiten", wobei es statt Gleichberechtigung wohl auch Gleichwertung hätte heissen können. Tatsächlich kommt es Marx gar nicht auf die individuelle Motivation der Wertschätzung an; vollends die „Mühe" zum Massstab des Wertes in der kapitalistischen Gesellschaft machen, wäre absurd, da die Eigentümer der Produkte überhaupt keine Mühe gehabt haben, sondern die anderen, die sie erzeugt haben, aber nicht besitzen. In der Tat ist im Begriff der Wert schaffenden Arbeit bei Marx jede individuelle Beziehung ausgelöscht, erscheint die Arbeit nicht als Lust- oder Unlustempfindungen erregend, sondern als eine objektive, den Waren inhärente, durch den Entwicklungsgrad der gesellschaftlichen Produktivkraft bestimmte, Grösse. Während die Arbeit so für Böhm nur als eine der Bestimmgründe der Wertungen der Individuen erscheint, ist für Marxsche Betrachtung die Arbeit Grundlage und Bindeglied der menschlichen Gesellschaft, bedingt der Grad ihrer Produktivität und die Art ihrer Organisation die Art des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Indem die Arbeit in ihrer gesellschaftlichen Bestimmtheit, also als Gesamtarbeit der Gesellschaft, gefasst, von der jede individuelle Arbeit nur einen aliquoten Teil bildet, zum Prinzipe des Wertes gemacht wird, werden die volkswirtschaftlichen Erscheinungen einer objektiven vom Willen des einzelnen unabhängigen und von gesellschaftlichen Zusammenhängen beherrschten Gesetzmässigkeit unterworfen. Unter der Hülle der ökonomischen Kategorien erscheinen gesellschaftliche Verhältnisse — Produktionsverhältnisse — die durch Güter vermittelt werden und durch diese Vermittlung reproduziert werden oder sich allmählich verwandeln und eine andere Art der Vermittlung erheischen.

Das Wertgesetz wird auf diese Weise zum Bewegungsgesetz einer bestimmten, auf Warenproduktion beruhenden Gesellschaftsorganisation, weil in letzter Instanz alle Aenderung in der gesellschaftlichen Struktur zurückgeführt werden können auf Aenderungen in den Produktionsverhältnissen, also auf Aenderungen in der Entwicklung der Produktivkraft und der Organisation der Arbeit. Damit ist die Nationalökonomie im schroffsten Gegensatz zur psychologischen Schule als Teil der Gesellschaftswissenschaft und diese selbst als historische Wissenschaft gefasst. Dieser Gegensatz ist Böhm gar nicht zum Bewusstsein gekommen. Die Frage, ob die „subjektivistische" oder ob die „objektivistische Methode"

in der Oekonomie berechtigt ist, entscheidet er in einer Polemik mit Sombart dahin, dass jede die andere zu ergänzen hat, während es sich doch überhaupt nicht um zwei verschiedene Methoden handelt, sondern um eine verschiedene Auffassung des ganzen sozialen Lebens, von denen die eine die andere ausschliesst. So kommt es, dass Böhm indem er fortwährend von seinem subjektivistisch-psychologischen Standpunkt aus die Polemik führt, Widersprüche gegen die Marxsche Theorie sieht, die ihm nur als solche erscheinen, weil er diese subjektivistisch ausgelegt hat.

Ist aber die Arbeit das einzige Mass der Wertschätzung und damit des Wertes, so ist es für diese subjektivistisch befangene Auffassung nur konsequent, dass dann die Waren sich nur nach Massgabe gleicher, in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen austauschen dürfen, da es sonst nicht einzusehen wäre, was die Individuen bewegen könnte, von ihrer Bewertung abzugehen. Entsprechen aber die Tatsachen dieser Prämisse nicht, so verliert das Wertgesetz jede Bedeutung, wird die Arbeit nur ein Bestimmgrund neben anderen. Daher das grosse Gewicht, das Böhm darauf legt, dass die Waren sich *nicht* nach Massgabe gleicher Arbeitsmengen austauschen. Es muss dies als Widerspruch erscheinen, wenn man den Wert nicht als objektive Grösse, sondern als Resultat individueller Motivation fasst. Denn ist die Arbeit der Massstab für meine Wertschätzung, so werde ich nur dann geneigt sein, mein Gut auszutauschen, wenn ich ein anderes dafür erhalte, das mich mindestens ebensoviel Arbeit kosten würde, wenn ich es selbst herstellte. Eine dauernde Abweichung des Tauschverhältnisses ist — die subjektivistische Auffassung des Wertgesetzes einmal gegeben — tatsächlich ein Widerspruch in sich selbst, eine Aufhebung des Sinnes (scil. des subjektivistischen Sinnes) des Wertgesetzes, das hier die Motive der wirtschaftlichen Handlung des einzelnen angibt.

Anders bei Marx. Dass die Güter Arbeit enthalten, ist eine ihnen innewohnende Eigenschaft; dass sie ausgetauscht werden können, eine zweite, die nur vom Willen ihrer Besitzer abhängt und nur voraussetzt, dass sie appropriirt und veräusserlich sind. Die Beziehung der Arbeitsmenge zum Austauschverhältnis tritt erst ein, wenn sie regelmässig als Waren — das heisst als zum Austausch bestimmte Güter — *produziert* werden, also in einem bestimmten Abschnitt der historischen Entwicklung. Das quantitative Verhältnis, in dem sie jetzt ausgetauscht werden, wird damit abhängig von der

Produktionszeit, die ihrerseits bestimmt ist durch den Grad der gesellschaftlichen Produktivität. Das Austauschverhältnis verliert damit seinen zufälligen, nur von den Launen der Besitzer abhängigen Charakter. Die gesellschaftlichen Bedingungen der Arbeit treten als objektive Schranke dem einzelnen entgegen, der gesellschaftliche Zusammenhang beherrscht das Handeln des einzelnen.

Die Art des gesellschaftlichen Produktionsprozesses aber bestimmt den gesellschaftlichen Distributionsprozess, der nicht mehr — wie etwa in einem kommunistischen Gemeinwesen — bewusst geregelt ist, sondern als Resultat der von den unabhängigen Einzelproduzenten vollzogenen Tauschhandlungen erscheint, die von den Gesetzen der Konkurrenz beherrscht werden.

Das Marxsche Wertgesetz geht davon aus, dass sich die Waren zu ihren Werten austauschen, das heisst, dass die in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen gleich sind. Die Gleichheit der Arbeitsmengen ist nur Bedingung des Austausches der Waren zu ihren Werten. In seiner subjektivistischen Auffassung befangen, versieht Böhm diese Bedingung für eine Bedingung des Austausches überhaupt. Es ist aber klar, dass der Austausch der Waren zu ihren Werten einerseits nur den theoretischen Ausgangspunkt für die weitere Analyse bildet, andererseits aber eine historische Phase der Warenproduktion, der eine bestimmte Art der Konkurrenz entspricht, direkt beherrscht.

Was aber tatsächlich im Austauschverhältnis der Waren, das nur ein sachlicher Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse der Personen ist, zur Verwirklichung gelangt, ist die G l e i c h h e i t d e r P r o d u k t i o n s a g e n t e n. Weil in der einfachen Warenproduktion sich gleichgestellte, unabhängige, im Besitz ihrer Produktionsmittel befindliche Arbeiter gegenüberstehen, findet der Tausch zu Preisen statt, die den Werten zu entsprechen tendieren. Nur dadurch kann sich der Mechanismus der einfachen Warenproduktion erhalten, werden die Bedingungen der Reproduktion der Produktionsverhältnisse erfüllt.

In dieser Gesellschaft gehört das Arbeitsprodukt dem Arbeiter: würde durch dauernde Abweichung — zufällige kompensieren sich — ihm ein Teil des Arbeitsprodukts weggenommen, einem anderen zugeschanzt, so würde das die Grundlagen dieser Gesellschaft ändern; der eine würde zum Lohnarbeiter (Hausindustriellen), der andere zum Kapitalisten. Dies ist tatsächlich eine

der Auflösungsformen der einfachen Warenproduktion. Dass aber ihre Auflösung möglich war, unterstellt geänderte gesellschaftliche Verhältnisse, die daher auch den Tausch, den Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse änderten.

Im kapitalistischen Austauschprozess, dessen Zweck Realisierung des Mehrwertes ist, spiegelt sich abermals die Gleichheit der Wirtschaftssubjekte wider. Aber diese sind jetzt nicht mehr die selbstarbeitenden Produzenten, sondern die Kapitalbesitzer. Ihre Gleichheit kommt zum Ausdruck, indem der Tausch nur normal ist, wenn der Profit gleich, Durchschnittsprofit ist. Der Tausch, der die Gleichheit des Kapitalbesitzers zum Ausdruck bringt, ist natürlich anders bestimmt als der, der die Gleichheit des Arbeitsaufwandes zur Grundlage hat. Aber wie die Grundlagen beider Gesellschaften, Besitz- und Arbeitsteilung, dieselben sind, wie die kapitalistische Gesellschaft nur als höhere Modifikation der ersteren gefasst werden kann, so ist auch das Wertgesetz in seiner Grundlage unverändert und hat nur bestimmte Modifikationen seiner Verwirklichung gefunden. Diese erscheinen verursacht durch die spezifische Art der kapitalistischen Konkurrenz, die die proportionelle Gleichheit des Kapitals bewirkt. Der Anteil am Gesamtprodukt, dessen Wert durch das Wertgesetz unmittelbar bestimmt bleibt, war früher proportional dem Arbeitsaufwand des Individuums und wird jetzt proportional dem das Kapital notwendig, um die Arbeit in Bewegung zu setzen. Darin kommt die Unterordnung der Arbeit unter das Kapital zum Ausdruck. Sie erscheint als gesellschaftliche Unterordnung, die ganze Gesellschaft geteilt in Kapitalisten und Arbeiter, erstere als Besitzer des Produkts der letzteren, dessen Grösse, bestimmt durch das Wertgesetz, unter die ersteren aufgeteilt wird. Die ersteren sind frei und gleich; ihre Gleichheit erscheint im Produktionspreis $= k + p$, wo p proportional k. Der Arbeiter erscheint in seiner Abhängigkeit als Bestandteil von k neben Maschinen, Schmieröl und Arbeitsvieh; soviel gilt er dem Kapitalisten, sobald er den Markt verlassen hat und in der Fabrik steht, Mehrwert erzeugend. Nur einen Moment lang hat er am Markt eine Rolle gespielt, als Freier seine Arbeitskraft verkaufend. Die kurze Herrlichkeit auf dem Markt und die lange Erniedrigung in der Fabrik, sie zeigen den Unterschied von juristischer und ökonomischer Gleichheit, von der Gleichheitsforderung der Bourgeoisie und der des Proletariats.

Die kapitalistische Produktionsweise — und dies ist ihre

historische Bedeutung und lässt sie als Vorstufe der sozialistischen Gesellschaft erscheinen — vergesellschaftet in höherem Masse als irgend eine der früheren Produktionsweisen den Menschen, das heisst, sie macht seine individuelle Existenz abhängig von den gesellschaftlichen Beziehungen, in die er gestellt ist. Sie tut es in antagonistischer Form durch Herstellung der grossen Klassen, indem sie die gesellschaftliche Arbeitsleistung zur Funktion der einen, den Genuss an den Produkten dieser Arbeit zur Funktion der anderen Klasse macht.

Der einzelne ist noch nicht gesellschafts-unmittelbar, sondern seine ökonomische Stellung ist bestimmt durch seine Klassenzugehörigkeit. Als Kapitalist existiert der einzelne nur, weil seine Klasse das Produkt der anderen Klasse aneignet, und sein eigener Anteil ist nur bestimmt durch den Gesamtmehrwert, nicht durch den von ihm individuell angeeigneten Mehrwert.

Diese Bedeutung der Klasse bringt das Wertgesetz als gesellschaftliches Gesetz zum Ausdruck. Nur seine Nichtbestätigung für das Gebiet der Gesellschaft würde daher ein Scheitern der Theorie bedeuten.

In der kapitalistischen Gesellschaft erscheint der einzelne als Herrscher oder Sklave, je nach seiner Einreihung in die beiden grossen Klassen. Die sozialistische Gesellschaft macht ihn frei, indem sie die antagonistische Form der Gesellschaft aufhebt, die Vergesellschaftung bewusst und direkt herstellt. Der gesellschaftliche Zusammenhang erscheint dann nicht mehr verborgen hinter rätselhaften ökonomischen Kategorien, die als natürliche Eigenschaften der Dinge erscheinen, sondern als frei gewolltes Resultat menschlichen Zusammenwirkens. Die Oekonomie hört dann in ihrer bisherigen Gestalt auf, um ersetzt zu werden von einer Lehre vom „Reichtum der Nationen".

Die Kraft, die die Umwandlung der Werte in Produktionspreise bewirkt, ist die Konkurrenz. Aber es handelt sich dabei um kapitalistische Konkurrenz. Auch um den Verkauf zu Preisen zu bewirken, die um den Wert schwanken, ist Konkurrenz nötig. Aber bei der einfachen Warenproduktion handelt es sich um die gegenseitige Konkurrenz der fertigen Waren, welche die individuellen Werte zu einem Marktwert ausgleicht, die subjektiven Irrtümer des einzelnen objektiv korrigierend. Hier kommt in Betracht die Konkurrenz der Kapitale um die verschiedenen Anlagesphären, welche

die Gleichheit der Profite herstellt, eine Konkurrenz, die erst nach Beseitigung der rechtlichen und faktischen Schranken, welche die Freizügigkeit des Kapitals und der Arbeit verhindert hatten, wirksam werden kann. Ist die immer wachsende Verschiedenheit der organischen Zusammensetzung des Kapitals und damit die immer stärkere Differenz in den in den einzelnen Produktionssphären direkt erzeugten Mehrwertmassen selbst erst Resultat der kapitalistischen Entwicklung, so schafft dann diese Entwicklung zugleich die Möglichkeit und Notwendigkeit, diese Verschiedenheiten für das Kapital auszulöschen und die Gleichheit der Menschen qua Kapitalbesitzer zu verwirklichen.

Wir haben früher gesehen, nach welchen Gesetzen sich diese Ausgleichung vollzieht. Wir haben auch gesehen, wie es nur auf Grund des Wertgesetzes möglich war, die Grösse des zur Verteilung kommenden Gesamtprofits gleich dem Gesamtmehrwert zu bestimmen und damit das Mass der Abweichung des Produktionspreises von ihrem Wert. Wir haben ferner gesehen, wie die Veränderungen in den Produktionspreisen stets auf Wertänderungen zurückgeführt werden müssen und nur aus ihnen erklärt werden können. Hier interessiert uns nur, wie die subjektivistische Auffassung auch da die Einsicht in die Marxschen Gedankengänge behindert.

Für Böhm ist die Konkurrenz nur ein Sammelname für all die psychischen Antriebe und Motive, von denen sich die Marktparteien leiten lassen und die auf diese Weise auf die Bildung der Preise Einfluss gewinnen. Für diese Ansicht hat es daher keinen Sinn, von Deckung der Nachfrage und des Angebots im üblichen Sinne zu sprechen, da immer eine Anzahl von Bedürfnissen unbefriedigt bleibt; denn es kommt für diese Theorie nicht die effektive Nachfrage, sondern die Nachfrage überhaupt in Betracht, wobei es allerdings rätselhaft bleibt, wie die Meinungen und Wünsche derjenigen, die nicht kaufen können, auf die Kaufpreise Einfluss nehmen sollen. Wenn Marx sich auf die Konkurrenz, das heisst also auf diese psychischen Antriebe beruft: durchbricht er nicht die Geltung seines objektiven Wertgesetzes?

Das Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr bestimmt den Preis, aber die Höhe des Preises bestimmt das Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr. Wächst die Nachfrage, so steigt der Preis; aber steigt der Preis, so fällt die Nachfrage, und fällt der Preis, so steigt sie. Ferner: Steigt die Nachfrage und daher der Preis, so steigt die Zufuhr, weil die Produktion lohnender geworden. So bestimmt der

Preis Nachfrage und Zufuhr, und Nachfrage und Zufuhr bestimmen den Preis; es bestimmt ferner die Nachfrage die Zufuhr und die Zufuhr die Nachfrage. Und alle diese Schwankungen haben zudem noch die Tendenz, sich auszugleichen. Wächst die Nachfrage und wird so der Preis über sein normales Niveau gehoben, so wird die Zufuhr vermehrt; diese Vermehrung wird leicht stärker als nötig, und der Preis fällt jetzt unter die Norm. Soll es in diesem Wirrsal keinen festen Punkt geben?

Böhm meint, Nachfrage und Zufuhr decken sich immer, ob nun zu einem normalen oder unregelmässigen Preis getauscht werde. Was ist aber dieser normale Preis? Auf Basis der kapitalistischen Produktion ist der Verwertungsprozess des Kapitals Bedingung der Produktion. Damit der Kapitalist weiter produzieren soll, muss er die Ware zu einem Preise verkaufen können, der gleich ist seinem Kostpreis plus dem Durchschnittsprofit. Kann er diesen Preis — den normalen Preis der kapitalistisch produzierten Ware — nicht realisieren, so stockt der Reproduktionsprozess, die Zufuhr vermindert sich bis zu einem Punkte, wo das Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr erlaubt, diesen Preis zu realisieren. Das Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr hört damit auf, ein rein zufälliges zu sein, es erscheint als beherrscht durch den Produktionspreis, der das Zentrum bildet, um das in stetig entgegengesetzten und sich daher auf die Dauer kompensierenden Abweichungen die Marktpreise schwanken. Der Produktionspreis ist so Bedingung der Zufuhr, der Reproduktion der Waren. Und nicht nur der Reproduktion der Waren. Die Erzielung eines solchen Verhältnisses von Nachfrage und Zufuhr, dass der normale Preis, der Produktionspreis, realisiert werden kann, ist notwendig, damit der Gang der kapitalistischen Produktionsweise ungestört erhalten werden kann, damit die gesellschaftlichen Bedingungen einer Produktionsweise, deren treibendes Motiv das Verwertungsbedürfnis des Kapitals ist, selbst durch den Ablauf des Zirkulationsprozesses ständig reproduziert werden.

Auf die Dauer muss das Verhältnis von Angebot und Zufuhr daher ein solches sein, dass der unabhängig von diesem Verhältnis bestimmte Produktionspreis erzielt wird, der dem Kapitalisten den Kostpreis mit samt seinem Profit, um dessentwillen er die Produktion unternommen hat, einbringt. Dann spricht man von Deckung von Nachfrage und Angebot.

Sehen wir uns andererseits nach der Nachfrage um; sie ist

„wesentlich bedingt durch das Verhältnis der verschiedenen Klassen zueinander und durch ihre respektive ökonomische Position, namentlich also durch das Verhältnis des Gesamtmehrwertes zum Arbeitslohn und zweitens durch das Verhältnis der verschiedenen Teile, worin sich der Mehrwert spaltet (Profit, Zins, Grundrente, Steuern u. s. w.); und so zeigt sich auch hier wieder, wie absolut nichts aus dem Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr erklärt werden kann, bevor die Basis entwickelt ist, worauf dies Verhältnis spielt", (III 1, Seite 160). Marx gibt also die objektiven Gesetze, welche durch die „psychischen Antriebe" der einzelnen verwirklicht werden und sie beherrschen. Die psychologische Schule kann nur eine Seite, die Nachfrage, zu erklären versuchen. Sie glaubt diese Erklärung gefunden zu haben, wenn sie die einzelnen Bedürfnisse klassifiziert, die als Nachfrage erscheinen. Sie übersieht, dass damit, dass ein Bedürfnis vorhanden ist, noch nichts gesagt ist über die Möglichkeit, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Diese Befriedigungsmöglichkeit hängt aber nicht von dem guten Willen des Bedürfenden ab, sondern von seiner ökonomischen Macht, von dem Anteil an dem gesellschaftlichen Produkt, über den er verfügen kann, von der Grösse des Aequivalents, das er für Produkte geben kann, die in der Hand anderer Personen befindlich sind.

Indem Marx die Produktionskraft der menschlichen Gesellschaft in der bestimmten Organisationsform, die ihr die Gesellschaft verleiht, zum Grundbegriff der nationalökonomischen Betrachtung macht, stellt er die ökonomischen Erscheinungen und ihre Veränderungen in ihrem gesetzmässigen, von den Aenderungen der Produktionskraft kausal beherrschten Verlaufe dar. Dabei geht, gemäss der dialektischen Methode der begrifflichen Entwicklung überall die historische parallel, da die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionskraft einmal in ihrer historischen Realität, das andere Mal als begriffliche Widerspiegelung im System erscheint. Es ist dieser Parallelismus, der zugleich den striktesten empirischen Beweis für die Richtigkeit der Theorie bildet. Der Ausgangspunkt ist notwendigerweise die Warenform; sie ist die einfachste Form, die Problem der ökonomischen Betrachtung, als einer eigenartigen wissenschaftlichen Betrachtung, wird. Denn in der Warenform ist bereits jener Schein lebendig, der dadurch entsteht, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse der Personen die Gestalt sachlicher Eigenschaften der Dinge annehmen. Es

ist dieser gegenständliche Schein, der die ökonomischen Probleme so mystifiziert. Die gesellschaftlichen Charaktere der Personen erscheinen als gegenständliche Eigenschaften der Sachen, wie die subjektiven Anschauungsformen des Menschen (Zeit und Raum) als objektive Eigenschaften der Dinge. Indem Marx diesen Schein auflöst, indem er persönliche Beziehungen aufdeckt, wo vor ihm sachliche und gesellschaftliche, wo vor ihm individuelle gesehen wurden, gelingt ihm eine einheitliche und widerspruchslose Erklärung der Phänomene, an denen die klassische Oekonomie gescheitert war. Sie musste scheitern, weil sie die bürgerlichen Produktionsverhältnisse als natürliche, unabänderliche angesehen hatte. Indem Marx die historische Bedingtheit dieser Produktionsverhältnisse nachwies, konnte er die Analyse dort fortsetzen, wo die Klassiker aufhören mussten.

Aber der Nachweis der historischen Vergänglichkeit der bürgerlichen Produktionsverhältnisse, das bedeutete das Aufhören der Nationalökonomie als bürgerliche Wissenschaft und war die Begründung der Nationalökonomie als proletarische Wissenschaft.

Den bürgerlichen Vertretern blieben nur mehr zwei Wege offen, sobald sie mehr sein wollten, als blosse Apologeten, denen ein kritikloser Eklektizismus die haltlosen Stützen zu ihren Harmoniesystemen liefern mussten. Sie konnten die Theorie ignorieren, an deren Stelle sie die Wirtschaftsgeschichte zu setzen suchten, wie es die historische Schule in Deutschland tat, auch auf ihrem spezifischen Gebiete beschränkt durch den Mangel jeder einheitlichen Erfassung des wirtschaftlichen Geschehens. Anders die psychologische Schule der Nationalökonomie. Sie versucht zu einer Theorie des ökonomischen Geschehens zu gelangen, indem sie die Oekonomie selbst aus ihrer Betrachtung ausschliesst. Statt ökonomischer, gesellschaftlicher Beziehung wählt sie zum Ausgangspunkt ihres Systems die individuelle Beziehung zwischen dem Menschen und den Dingen. Sie betrachtet diese Beziehung vom psychologischen Standpunkt als eine natürliche, unabänderlichen Gesetzen folgende. Sie schliesst die Produktionsverhältnisse in ihrer gesellschaftlichen Bestimmtheit aus, ebenso wie ihr der Gedanke einer gesetzmässig sich gestaltenden Entwicklung des Wirtschaftsgeschehens fremd ist. Diese ökonomische Theorie bedeutet die Leugnung der Oekonomie; das letzte Wort, das die bürgerliche Nationalökonomie dem wissenschaftlichen Sozialismus antwortet, ist die Selbstaufhebung der Nationalökonomie.

„wesentlich bedingt durch das Verhältnis der verschiedenen Klassen zueinander und durch ihre respektive ökonomische Position, namentlich also durch das Verhältnis des Gesamtmehrwertes zum Arbeitslohn und zweitens durch das Verhältnis der verschiedenen Teile, worin sich der Mehrwert spaltet (Profit, Zins, Grundrente, Steuern u. s. w.); und so zeigt sich auch hier wieder, wie absolut nichts aus dem Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr erklärt werden kann, bevor die Basis entwickelt ist, worauf dies Verhältnis spielt", (III 1, Seite 160). Marx gibt also die objektiven Gesetze, welche durch die „psychischen Antriebe" der einzelnen verwirklicht werden und sie beherrschen. Die psychologische Schule kann nur eine Seite, die Nachfrage, zu erklären versuchen. Sie glaubt diese Erklärung gefunden zu haben, wenn sie die einzelnen Bedürfnisse klassifiziert, die als Nachfrage erscheinen. Sie übersieht, dass damit, dass ein Bedürfnis vorhanden ist, noch nichts gesagt ist über die Möglichkeit, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Diese Befriedigungsmöglichkeit hängt aber nicht von dem guten Willen des Bedürfenden ab, sondern von seiner ökonomischen Macht, von dem Anteil an dem gesellschaftlichen Produkt, über den er verfügen kann, von der Grösse des Aequivalents, das er für Produkte geben kann, die in der Hand anderer Personen befindlich sind.

Indem Marx die Produktionskraft der menschlichen Gesellschaft in der bestimmten Organisationsform, die ihr die Gesellschaft verleiht, zum Grundbegriff der nationalökonomischen Betrachtung macht, stellt er die ökonomischen Erscheinungen und ihre Veränderungen in ihrem gesetzmässigen, von den Aenderungen der Produktionskraft *kausal* beherrschten Verlaufe dar. Dabei geht, gemäss der dialektischen Methode der begrifflichen Entwicklung überall die historische parallel, da die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktionskraft einmal in ihrer historischen Realität, das andere Mal als begriffliche Widerspiegelung im System erscheint. Es ist dieser Parallelismus, der zugleich den striktesten empirischen Beweis für die Richtigkeit der Theorie bildet. Der Ausgangspunkt ist notwendigerweise die Warenform; sie ist die einfachste Form, die Problem der ökonomischen Betrachtung, als einer eigenartigen wissenschaftlichen Betrachtung, wird. Denn in der Warenform ist bereits jener Schein lebendig, der dadurch entsteht, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse der Personen die Gestalt sachlicher Eigenschaften der Dinge annehmen. Es